

# Theorie des Existenzminimums



Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

eingereicht der

philosophischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität  
zu Heidelberg

von

**David Lewin**

aus Wilna

---

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1913

# Theorie des Existenzminimums

---

---

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

eingereicht der

philosophischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität  
zu Heidelberg

von

**David Lewin**

aus Wilna

---

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1913

ISBN 978-3-662-22979-8      ISBN 978-3-662-24924-6 (eBook)  
DOI 10.1007/978-3-662-24924-6  
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1913

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Existenzminimum . . . . .	5
1. Das Existenzminimum in der Geschichte der National- Ökonomie . . . . .	5
2. Die Ernährung . . . . .	19
3. Die Wohnung . . . . .	51
4. Die Kindererziehung. . . . .	54
5. Die Struktur der Arbeiterbudgets . . . . .	58
6. Existenzminimum und Existenzmaximum . . . . .	65

---

# Das Existenzminimum.

## 1. Das Existenzminimum in der Geschichte der National-Ökonomie.

Die Arbeit ist eine Ware. Wie alle Waren hat sie ihren „natürlichen Preis“, ihren Wert, und ihren Marktpreis. Wie bei allen anderen Waren schwankt der Preis um den natürlichen Preis; bald ist er höher als der letztere, bald sinkt er tiefer. Auf die Dauer kann aber die Differenz nicht bestehen bleiben; der Marktpreis muß sich dem natürlichen Preise annähern und anpassen. Der durchschnittliche Marktpreis ist gleich dem natürlichen Preise, — so lautet die klassische Lohntheorie, welche in vollem Einklange mit der allgemeinen klassischen Werttheorie steht.

Die Scheidung zwischen dem natürlichen Preis und dem Marktpreis entspricht dem seit den Physiokraten allgemein anerkannten Prinzip, daß der Wert der Ware in der Produktion geschaffen wird. Der Tausch, der Markt, oder das Angebot und die Nachfrage bilden die verschiedenen Kräfte, die auf den bereits vorhandenen Wert einwirken und den Marktpreis modifizieren. Der Schwergewichtspunkt aber, um den sie oszillieren, ist der in der Produktion bestimmte natürliche Preis. Das Primäre ist die Produktion und der Wert, das Sekundäre der Tausch und der Marktpreis.

Daraus ergeben sich zwei Teile der klassischen Theorie des Arbeitslohnes. Erstens die Lehre vom natürlichen Preis der Arbeit oder vom Werte der Arbeitskraft. Hier wird es untersucht, durch welche ökonomischen Gesetze dieser Schwergewichtspunkt der Löhne bestimmt wird, wodurch seine Veränderungen bedingt werden, und welche Tendenzen die Entwicklung des natürlichen Preises der Arbeit aufweist. Zweitens der Mechanismus, durch welchen sich der Marktpreis dem natürlichen anpaßt. Das ist die Lohnfondstheorie und die „Bevölkerungslehre“. Sie ent-

sprechen in der Arbeitslohntheorie der allgemeinen Theorie von Angebot und Nachfrage.

Was ist der „natürliche Preis“ der Arbeit?

Wird der Wert aller Waren durch ihre Produktionskosten bestimmt, so wird auch der Wert der Ware Arbeit durch die Kosten ihrer Produktion und Erhaltung bestimmt. Er muß dem Preise der zum Verbrauch nötigen Mittel gleich sein. Er muß auch ausreichen, um die Familie zu erhalten und Kinder in genügender Zahl zu erziehen, um später die ausscheidenden Arbeitskräfte ersetzen zu können.

Die Theorie ist klar und deutlich. Die Produktion bedarf der Arbeiter, und die Arbeiter bedürfen der Lebensmittel. Wenn die Produktion sich entwickeln soll, so müssen die Arbeiter soviel an Konsumtionsmittel bekommen, wie zum Unterhalt ihrer Arbeitskraft notwendig ist. Widrigenfalls geht der Arbeiter zugrunde, und mit ihm die Produktion, das Kapital und der Profit.

Die Klarheit verschwindet aber, sobald man auf die Theorie näher eingeht. Was ist das Maß des notwendigen Unterhalts? Wodurch wird dasselbe bestimmt? Und ist es eine konstante oder eine variable Größe?

Die geschichtlich erste und einfachste Lösung der Frage ist die naturwissenschaftliche. Für die menschliche Existenz, für die Lebenserhaltung ist eine bestimmte Warenmenge absolut notwendig; sie hängt von physiologischen Ursachen ab und bleibt mit der Zeit fast unverändert. Sie hängt andererseits von klimatischen und geographischen Verhältnissen ab und kann in verschiedenen Ländern verschieden groß sein. Diese Veränderungen hängen aber ausschließlich von natürlichen Verhältnissen ab. Sind die letzteren gegeben, so ist der Lohn eine konstante Größe. Er darf nicht unter diese physiologisch bestimmte Grenze sinken, solange die Existenz des Arbeiters für die Produktion notwendig ist. Man kann sich diesen Lohn zu allen Zeiten und in allen Ländern vorstellen als eine ganz bestimmte Masse von Produkten („bestimmtes Quantum von Nahrung, Kleidung und Wohnung.“)

Der Wert der Arbeitskraft ist die Summe der Preise aller dieser Produkte, weil zur Produktion der Arbeitskraft diese Produkte notwendig sind. Da diese Summe eine konstante Größe ist, so können Verschiebungen im Preise der Arbeitskraft nur

infolge von Veränderungen im Preise jeder dieser Waren eintreten. Steigt die Produktivität der Arbeit in jenen Produktionsbranchen, wo die Mittel des notwendigen Unterhaltes hergestellt werden, so sinkt auch der Wert der Arbeitskraft; und umgekehrt, bei sinkender Produktivität muß der Arbeitslohn steigen. Mögen aber die Produktionsverhältnisse sich noch so stark verändern, die Produktenmasse, die dem Arbeiter zuteil wird, bleibt konstant; sie ist durch natürliche Verhältnisse bestimmt und bestimmt daher ihrerseits den „natürlichen Arbeitslohn“.

Diese Anschauung herrscht bei den meisten Ökonomen des 17. und 18. Jahrhunderts. Es sind nur wenige (wie z. B. Cantillon), die auch das soziale Moment — die Gewohnheiten — berücksichtigen. Überhaupt gibt es bis Smith keine Theorie des Arbeitslohnes im eigentlichen Sinne. Wie jede andere Wissenschaft entwickelt sich die Nationalökonomie aus den konkreten und praktischen Fragen, die durch den objektiven Gang der Entwicklung vor das menschliche Denken gestellt werden. Die wissenschaftliche Vernunft vereinigt und verallgemeinert die Erfahrung, schafft die abstrakte Theorie, um dadurch die entstandenen Probleme zu erklären. Allein kein Genie vermag über das Wirkliche hinauszugehen und Theorien aus der Luft zu greifen. Aristoteles konnte ebensowenig die Nationalökonomie schaffen, wie Alexander der Mazedonier die strategische Theorie der Dreadnoughts.

Der Arbeitslohn existiert seit jenem Tage, an dem die Arbeitskraft zuerst als Ware auftrat; die Theorie des Arbeitslohnes entwickelt sich aber nur parallel mit der Entwicklung der industriellen Arbeiterbewegung. Daher gibt es bei Quesnay z. B. keine Lohntheorie, da er seine Lehre auf den Erfahrungen des landwirtschaftlichen Kapitalismus aufbaut. Auch bei allen englischen Ökonomen, die noch im 18. Jahrhundert die Industrie nur in Form von Handwerk<sup>1)</sup> kennen, gibt es keine Lohntheorie.

Insofern sie aber auf den Arbeitslohn zu sprechen kommen, geschieht es in der Steuerfrage. Steht der Arbeitslohn auf dem

---

<sup>1)</sup> Z. B. Hume. Wie es mit dem Arbeitslohn als Tatsache und als Theorie steht, so ist es auch mit dem Verhältnis der Arbeit, als Prozeß, zu der Arbeitskraft als Ware. Marx war der erste, der diese Scheidung scharf durchführen konnte, denn es gehört eine neue geschichtliche Umgebung dazu.

Niveau des Existenzminimums, so muß eine Steuer auf den Arbeitslohn zur Steigerung des Nominallohns führen, welcher jetzt dem früheren Werte der Arbeitskraft plus Steuer gleich sein muß; mit anderen Worten, die Steuer wird auf den Unternehmer abgewälzt, der den Steuerbetrag vermittels des Arbeiters bezahlt. Steht aber der Arbeitslohn im Durchschnitt über dem Minimum, so kann die Steuer vielleicht nur den Reallohn vermindern, ohne auf seine Nominalgröße einzuwirken. In diesem Falle wird sie vom Arbeiter getragen.

Die erstere Ansicht wird von allen fortschrittlichen Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts vertreten, die um die Grundbesteuerung kämpften. Es war schon Locke, der ein Jahrhundert vor den Physiokraten diese Theorie formuliert hatte: „The poor labourer and handicraftsman cannot (die Steuer tragen): from he just lives from hand to mouth already, and all his food, clothing and utensils costing a quarter more then they did before, either his wages must rise the price of things to make him leve, or else, not being able to maintain himself and family by his labour, he comes to the parish; and then the land hears the burthen a heavier way.“<sup>1)</sup>

Hume steht natürlich auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Er hält eine Besteuerung des Lohnes für „leicht und natürlich“. „Es ist von verschiedenen politischen Schriftstellern mit Eifer vertretene Meinung, daß, da alle Steuern, wie sie vorgeben, in letzter Instanz auf den Grund und Boden zurückfallen, es besser sei, sie diesem von vornherein aufzuerlegen und jegliche Abgabe von Verbrauchsartikeln aufzuheben. Allein ich leugne, daß alle Steuern schließlich auf den Grundbesitz fallen. Wenn auf irgendeine Ware, welche der Handwerker<sup>2)</sup> verbraucht, eine Abgabe gelegt wird, so stehen ihm zwei einander entgegengesetzte Wege, sie zu zahlen, offen: entweder kann er seinen Aufwand etwas einschränken, oder er kann seine Arbeitsleistungen erhöhen. Diese beiden Mittel sind leichter und natürlicher als dasjenige der Lohnsteigerung. . . . . Wie soll er es anfangen, den Preis seiner Arbeit zu erhöhen? Der Fabrikant, der ihn beschäftigt, will ihm nicht mehr geben, er kann es auch nicht,

<sup>1)</sup> Locke: Considerations of the lowering of the Interest etc., Works. Vol. V, p. 57.

<sup>2)</sup> Das heißt Lohnarbeiter.



weil der Kaufmann, der die Ausfuhr des Gewerbes besorgt, keine höheren Preise zahlen kann, da er seinerseits wieder gebunden ist durch den Preis, den die Ware auf den auswärtigen Märkten erzielt“.<sup>1)</sup>

In seinem Briefwechsel mit Turgot verteidigt Hume wieder seine Ansichten über diese Frage, während Turgot, als Physiokrat, nur eine *Produit-net-Besteuerung* möglich hält<sup>2)</sup>. In seinen *Réflexions* formuliert dann Turgot seine Existenzminimumstheorie: „Le salaire de l'ouvrier est borné, par la concurrence entre les ouvriers, à sa subsistance. Il ne gagne que sa vie Le simple ouvrier, qui n'a que ses bras et son industrie, n'a rien qu'autant qu'il parvient à vendre à d'autres sa peine. Il la vend plus ou moins cher; mais ce prix plus ou moins haut ne dépend pas de lui seul, il résulte de l'accord qu'il fait avec celui qui paie son travail. Celui-ci le paie le moins cher qu'il peut; comme il a le choix entre un grand nombre d'ouvriers, il préfère celui qui travaille le meilleur marché. Les ouvriers sont donc obligés de laisser le prix à l'envie les uns des autres. En tout genre de travail il doit arriver et il arrive en effet que le salaire de l'ouvrier se borne à ce que lui est nécessaire pour lui procurer sa subsistance“.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> David Hume: Nationalökonomische Abhandlungen (deutsch, Leipzig 1877), S. 61.

<sup>2)</sup> Sehr charakteristisch ist die Äußerung Quesnays: „L'imposition sur les hommes de travail, qui vivent de leur salaire, n'est, rigoureusement parlant, qu'une imposition sur le travail, qui est payée par ceux qui emploient les ouvriers; de même qu'une imposition sur les chevaux qui labourent la terre ne serait réellement qu'une imposition sur les dépenses mêmes de la culture.“ (Quesnay, Oeuvres, Paris 1888, p. 338). Auch Dupont-de-Nemours meint: „Si une autorité quelconque lui (dem Arbeiter) enlève provisoirement une partie de ce salaire, il faut bien que l'entrepreneur qui lui paie y supplé par une augmentation qui le remette au pair; et pour l'y remettre, il faut que cette augmentation, outre le remboursement de l'impôt, qu'on l'a forcé d'avancer, le dédomage de désagrément, de l'embarras des frais qu'a pu lui occasionner cette avance à laquelle il a été contraint. Car la seule condition qui ne puisse être violé est l'intégrité du salaire, ou des jouissances que la concurrence a permises et promises.“ (Dupont-de-Nemours, Notes sur les oeuvres de Turgot, Paris 1844, Bd. I, S. 69.)

<sup>3)</sup> Turgot, *Réflexions*, Paris 1844, Bd. I, S. 10.

Sismondi steht in seinen *Nouveaux Principes* ebenfalls auf dem Standpunkte des Existenzminimums und weicht von seiner früheren

In dieser oder jener Form, mit dieser oder jener Begründung, wird diese Theorie von einer ganzen Reihe von Ökonomen angenommen und findet ihre Vertreter bis auf den heutigen Tag. Ihr Vorteil besteht in jener Klarheit und logischer Konsequenz, mit der sie aus den natürlichen Verhältnissen die Höhe des Arbeitslohnes als die notwendige Voraussetzung der Produktion deduziert. Andererseits widersprechen ihr aber die allbekanntesten Tatsachen. Jeder weiß, daß zu dem Kreis der Konsumtion der Arbeiterklasse auch viele Produkte gehören, die nicht „lebensnotwendig“ sind. Folglich steht der Arbeitslohn über dem Existenzminimum, und dies ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Außerdem, wenn der Arbeitslohn auf der Höhe des natürlichen Existenzminimums stehen bleiben müßte, so könnte er nicht zu gleicher Zeit in verschiedenen Gebieten und zu verschiedenen Zeitpunkten für eine und dieselbe Arbeiterschicht verschieden sein. Verändern könnte sich höchstens die Geldsumme, in der sich der Wert der Arbeitskraft ausdrückt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sich auch sein Realwert verändert und nach den Gebieten und sozialen Gruppen variiert. Und diese Verschiedenheiten wieder sind nicht zufällig und vorübergehend, sondern bleiben konstant; mit anderen Worten, sie hängen nicht mit dem Preise, sondern mit dem Wert der Arbeitskraft zusammen.

Aus diesem Grunde findet die Theorie des Existenzminimums in der klassischen Ökonomie immer weniger Vertreter. Smith nimmt sie in beschränkter Form noch auf; bei Ricardo und Malthus aber tritt das soziale Moment immer stärker hervor.

Bei Smith erscheint die Theorie des Arbeitslohnes zum ersten Male als ein abgeschlossenes Ganzes, welches aber mit der allgemeinen Werttheorie verbunden ist, und andererseits bildet bei ihm der Lohn einen Teil des gesellschaftlichen Einkommens. Dadurch wird Smith zum eigentlichen Schöpfer der Lohntheorie.

---

Meinung ab: „Quoique l'ouvrier par son travail journalier, ait produit beaucoup plus que sa dépense journalière, il est rare, qu'après avoir partagé avec le propriétaire de terre et le capitaliste il lui reste grand'chose au delà du strict nécessaire. Ce qui lui reste cependant forme son revenu sous le nom de salaire .... L'ouvrier borne presque toujours sa demande à l'étroit nécessaire, sans lequel le travail qu'il offre n'aurait pas pu se continuer“ Sismondi, Nouveaux Principes, Paris 1827, S. 87, 91).

Was aber die Höhe des natürlichen Lohnes betrifft, so steht er einerseits auf dem Standpunkte des Existenzminimums, andererseits bemerkt er aber: „In Großbritannien scheint der Arbeitslohn offenbar höher zu sein, als durchaus nötig ist, damit ein Arbeiter eine Familie ernähren könne“<sup>1)</sup>. Und dann beweist er sehr ausführlich, daß infolge der günstigen Verhältnisse der Marktlohn über dem natürlichen Lohn steht. So „schlägt er schließlich der Bestimmung des Arbeitslohnes durch den Wert der notwendigen Lebensmittel ins Gesicht durch den Nachweis, daß dieses in England nicht der Fall zu sein scheine“<sup>2)</sup>.

Ricardo ist nicht mehr Vertreter der Existenzminimumstheorie; er führt die Höhe des Arbeitslohnes auf die gewohnheitsmäßige Lebenshaltung zurück. Auf demselben Standpunkte stehen auch Malthus und J. St. Mill. Und überhaupt verliert die Theorie immer mehr an Bedeutung.

Auf kurze Zeit taucht diese Theorie in Deutschland wieder auf. Rodbertus, Marx und Engels (in den 40er Jahren) waren zwar nicht ausdrückliche Vertreter des „natürlichen Minimums“, es treten aber in ihren Theorien die Spuren der alten Lehren klar hervor. So meint Rodbertus im „Kapital“: „Die Arbeit erhält unter der Herrschaft der Tauschwertgesetze, gleich den Produkten, eine Art „Kostenwert“, der auf ihren Tauschwert, den Lohnbetrag, eine Anziehungskraft äußert. Dies ist derjenige Lohnbetrag, der nötig ist, um sie „in Stand zu erhalten“, d. h. um ihr die Kraft zur eignen Fortsetzung, wenn auch nur in ihrer Nachkommenschaft, zu gewähren, der sogenannte „notwendige Unterhalt“<sup>3)</sup>. Und im kommunistischen Manifest heißt es: „Die Kosten, die der Arbeiter verursacht, beschränken sich fast nur auf die Lebensmittel, deren er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Rasse bedarf“<sup>4)</sup>. „Der Durchschnittspreis der Lohnarbeit ist das Minimum des Arbeitslohnes, d. h. die Summe der Lebensmittel, die notwendig sind, um den Arbeiter am Leben zu erhalten. Was also der Lohnarbeiter durch seine Tätigkeit sich aneignet, reicht nur dazu hin, um sein

<sup>1)</sup> A. Smith: Die Quellen des Volkswohlstandes (Stuttgart 1861), Bd. I, S. 70.

<sup>2)</sup> Marx: Theorien über den Mehrwert, Stuttgart 1905, Bd. 2, S. 80.

<sup>3)</sup> Das Kapital, Berlin 1884, S. 183.

<sup>4)</sup> Das kommunistische Manifest, Berlin 1899, S. 14.

nacktes Leben wiederzuerzeugen“<sup>1)</sup>. Und Engels hatte schon im Jahre 1844 geschrieben: „Im Kampfe siegt der Stärkere, und wir werden, um das Resultat dieses Kampfes vorauszusagen, die Stärke der Kämpfenden zu untersuchen haben. Zuerst sind Grundbesitz und Kapital jedes stärker als die Arbeit; denn der Arbeiter muß arbeiten, um zu leben, während der Grundbesitzer von seinen Renten, und der Kapitalist von seinen Zinsen, im Notfalle von seinem Kapital oder vom kapitalistischen Grundbesitz leben kann. Die Folge davon ist, daß der Arbeit nur das Allernötigste, die nackten Subsistenzmittel zukommen, während der größte Teil der Produkte sich zwischen dem Kapital und dem Grundbesitz verteilt“<sup>2)</sup>.

Marx und Engels haben später ihre Ansichten geändert<sup>3)</sup> und die moderne Literatur des wissenschaftlichen Sozialismus steht nicht mehr auf diesem Standpunkte. Er findet aber noch seine Vertreter in der „historischen Schule“, welche auf der Suche nach einem „Lohngesetz“ bei ihrer theoretischen Armut auch nach dem Existenzminimum zu greifen bereit ist. Schönberg z. B., der gemäß den Bräuchen der historischen Schule die Verschiedenheiten in der Lage der einzelnen Arbeitergruppen besonders hervorhebt, hält die Theorie des Existenzminimums aufrecht, beschränkt sie aber auf die untersten Schichten. „Nur in einer Lohnklasse ist der Klassenbedarf eine feste Wertgröße: für erwachsene männliche Arbeiter in der untersten Klasse der ungelerten Arbeiter. Die ihm entsprechende Lohnhöhe gestattet hier nur einer Familie mit einigen Kindern die notdürftige Befriedigung der absoluten Existenzbedürfnisse“<sup>4)</sup>.

So ist die weitverbreitete Meinung, als ob die Theorie des Minimums längst verworfen wäre, nicht ganz richtig. Die Bedeutung des Existenzminimums ist aber auf die genannten

<sup>1)</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>2)</sup> Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie, 1844 (aus dem deutsch-französischen Jahrbüchern) Lit. Nachlaß, Bd. I, S. 457.

<sup>3)</sup> „Der wirkliche Wert der Arbeitskraft weicht vom physischen Minimum ab; er ist verschieden je nach dem Klima und dem Stande der gesellschaftlichen Entwicklung; er hängt ab nicht nur von den physischen, sondern auch von den historisch entwickelten gesellschaftlichen Bedürfnissen, die zu zweiter Natur werden.“ Marx, Kapital, Bd. III, 2, S. 395.

<sup>4)</sup> Arbeitslohn. Im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 1890, S. 684.

Ökonomen nicht beschränkt. Denn auch jene Theoretiker, welche den Arbeitslohn nicht auf das natürliche Minimum zurückführen, operieren dennoch in dieser oder jener Form mit diesem Minimum und fügen es in ihre Systeme ein. Das Existenzminimum hört hier auf, die normale durchschnittliche Stufe des Lohnes zu sein; vielmehr steht der letztere in der Regel über diesem Punkte. Das Minimum behält aber seine Bedeutung als tiefste Grenze des Arbeitslohnes, und es sind dann andere Verhältnisse (das Herkommen, der ökonomische Kampf usw.), die bestimmen, wie hoch über diesem Punkte der wirkliche Arbeitslohn sich stellt.

„Une portion du salaire des ouvriers productifs représente cette partie de la richesse mobilière, qui est strictement nécessaire à leur entretien; . . . nous l'appellerons le salaire nécessaire . . . La première classe qui partage le revenu national est celle des ouvriers productifs lesquels outre le salaire nécessaire obtiennent presque toujours une partie plus ou moins considérable du superflu de leur propre production; . . . j'appellerai cette part le salaire superflu“<sup>1)</sup>.

„Die Summe der Subsistenzmittel, welche eine Arbeiterfamilie zur Erhaltung ihrer Arbeitsfähigkeit notwendig bedarf, setze ich für jede Familie im Werte gleich „a“ Scheffel Roggen jährlich . . . Es soll durch diese Unterhaltsmittel dem Arbeiter nicht bloß das Leben, sondern auch die Arbeitsfähigkeit erhalten werden. Andererseits bleiben alle Genußmittel, die hierzu nicht absolut erforderlich sind, von dem was wir mit „a“ bezeichnen, ausgeschlossen“<sup>2)</sup>.

Bekanntlich enthielt der Thünensche „natürliche Arbeitslohn“ noch einen zweiten Bestandteil, der die Genußmittel repräsentierte, und der mit „y“ bezeichnet war<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Sismondi: De la richesse commerciale, Genève 1903, I, p. 85, 86, 90.

<sup>2)</sup> Thünen: Der isolierte Staat, Jena 1910, S. 476.

<sup>3)</sup> Dieselbe Ansicht ist auch von den Nachfolgern der klassischen Ökonomie, wie auch von den modernen Ökonomen vertreten. So meinte z. B. Lotz: „Der niedrigste Arbeitslohn muß immer so hoch sein, daß sein Betrag dem Arbeiter wenigstens so viel gewährt, als er zur fortwährenden Restauration seiner produktiven Kraft, wenigstens zur Notdurft braucht. Doch erfordert es selbst das Interesse des Unternehmers, den Arbeitslohn nie auf diesen Punkt herabsinken zu lassen, sondern den Lohn der Arbeit

Die Theorie des Existenzminimums erscheint auf den ersten Blick ganz plausibel und selbstverständlich, und die darauf aufgebaute Theorie scheint ebenso fest zu sein wie die Naturwissenschaften, aus denen sie abgeleitet ist.

Der erste Einwand aber, der sich sogleich dagegen erheben läßt, besteht darin, daß die Physiologie und die Botanik eigentlich nicht ein Existenzminimum, sondern einen Normaltypus der Ernährung kennen, nicht ein „Mindestmaß“ dessen, was zum „Lebensunterhalt“ notwendig ist, sondern eine „entsprechende Ernährung“.

Wichtiger noch aber ist die Tatsache, daß sich naturwissenschaftliche Gesetze und Begriffe überhaupt nicht ohne weiteres auf die Gesellschaft übertragen lassen. Insbesondere ist das Existenzminimum ein Begriff, der in den Gesellschaftswissenschaften nicht anwendbar und für sie ohne jede Bedeutung ist. Nicht nur in dem Sinne, daß das Existenzminimum den „natürlichen Arbeitslohn“ nicht bestimmt, sondern, daß es überhaupt in der Nationalökonomie unhaltbar ist.

Der Fehler, der dieser Theorie zugrunde liegt, besteht in folgendem. Man stellt sich einen abstrakten Menschen zu einem abstrakten Zeitpunkte vor und fragt sich alsdann: Was muß notwendig dieser Mensch haben, damit er nicht an Hunger und Frost zugrunde geht? Und die selbstverständliche Antwort lautet: Gegen Hunger Nahrung, gegen Frost Wohnung und Kleidung. Ergo: Bestimmte Mengen von Nahrung, Kleidung und Wohnung bilden das physische Existenzminimum.

---

immer so zu regulieren, daß dem Arbeiter außer dem, was er zur dürftigsten Restauration seiner schaffenden Kraft braucht, wenigstens noch etwas übrigbleibt.“ (Revision der Grundbegriffe der Nationalwirtschaftslehre, 1813, Bd. III, S. 130.) „Der große Teil des produktiven Kapitals eines Landes, der zur Bezahlung der Löhne und Gehälter der Arbeiter angewendet wird, ist offenbar nicht durchaus notwendig zur Produktion. So viel davon als über den wirklichen Lebensbedarf hinausgeht (was bei geschickten Arbeitern in beträchtlichem Maße der Fall ist), wird nicht ausgegeben, um Arbeiter zu unterhalten, sondern um dafür eine Extravergütung zu geben.“ (J. St. Mill, Grundsätze der politischen Ökonomie, Deutsch Leipzig 1869, Bd. I, S. 61.) „Die Nachfrage nach Arbeit, wie nach jeder anderen Ware, beruht einerseits auf dem Gebrauchswerte derselben, andererseits auf der Zahlungsfähigkeit der Käufer. Diese beiden Momente bestimmen die Maximalgrenze des Lohnes, wie die Unterhaltsmittel des Arbeiterstandes die Minimalgrenze.“ (W. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, Berlin 1906, S. 492.)

Die „Methode“ ist aber vollständig falsch. Die physische Existenz des Menschen ist sein Leben von Anfang bis zu Ende, und vom ökonomischen Standpunkte hat hier seine Arbeitsfähigkeit eine besonders große Bedeutung. Nur insofern und solange sie existiert, kann er auf dem Markte als Verkäufer seiner Arbeitskraft auftreten und an der Produktion aktiven Anteil nehmen. Daher muß der Arbeitslohn nicht nur seine „physische Existenz“, sondern auch seine Arbeitsfähigkeit sichern.

Zweitens gehört vom nationalökonomischen Standpunkte aus auch die Existenz der Frau und der Kinder zu der Existenz des Arbeiters selber. Der Arbeitslohn muß ausreichen zur Fristung der notwendigen Bedürfnisse nicht nur des Arbeiters allein, sondern auch seiner ganzen Familie. Zu den notwendigen Ausgaben der Produktion der Arbeitskraft gehören auch die Kosten der Kindererziehung und die Existenz der Frau,<sup>1</sup> insofern wenigstens, als sie selber nicht arbeiten kann.

Das Existenzminimum muß allen diesen Anforderungen entsprechen.

Nehmen wir an, daß ein dem Existenzminimum entsprechendes Einkommen sich wirklich finden läßt. Was würde der Fall sein, wenn der Arbeitslohn unter dieses Niveau heruntersänke? Müßte dann die Existenz des Arbeiters aufhören, oder wenigstens seine Arbeitsfähigkeit verschwinden? Dies würde die logische Konsequenz des Existenzminimums sein; denn eine dauernde Existenz unter dem Existenzminimum ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Ökonomen sprechen aber oft von ganzen Klassen und Schichten, die dauernd unter dem Niveau des Minimums leben<sup>1</sup>). Es ist aber klar, daß nur das eine von beiden richtig sein kann: entweder gibt es ein solches Minimum — dann gibt es unter ihm keine Existenz, oder es ist auch unter ihm eine Existenz möglich — dann ist es kein Minimum, sondern ein ganz willkürlich gewählter Punkt.

Man könnte darauf vielleicht erwidern, daß dieser Punkt keine feste und bestimmte Größe ist, daß man ihn nur im allgemeinen bezeichnen könnte. Sieht man sich aber die Sache näher

---

<sup>1</sup>) Z. B. die englischen „Public Wealth-Reports“, die belg.: „Budgets économiques des Classes ouvrières“ von Ducpetiau. Darüber bei Marx, Kapital, Bd. I, S. 620—639. S. auch unten S. 41—48.

an, so wird der Umfang dieses Begriffes so weit, daß er jede konkrete Bedeutung verliert.

Es ist klar, daß beim Sinken des Arbeitslohns unter das Minimum nicht der Tod die unmittelbare Folge ist, sondern die Verschlechterung der Gesundheitsverhältnisse, der Rückgang der Arbeitsfähigkeit und die Verkürzung der mittleren Lebensdauer. Es fangen hier jene „Mittel“ zu wirken an, welche Malthus die zerstörenden genannt hat: Krankheiten, vorzeitiger Tod, größere Kindersterblichkeit usw. Je tiefer der Arbeitslohn sinkt, desto stärker die Wirkung dieser Faktoren, desto kürzer die mittlere Lebensdauer, desto geringer die Arbeitsfähigkeit, desto kleiner der lebensfähige Nachwuchs. Wo der Arbeitslohn bis zur absoluten Null gesunken ist, also bei vollständigem Mangel an Lebensmitteln, beschränken sich die Lebensdauer und Arbeitsfähigkeit nur auf eine ganz kurze Zeit, sinken also ebenfalls auf Null.

In den Grenzen zwischen Null des Arbeitslohnes und dem Existenzminimum sind Lebensdauer und Arbeitsfähigkeit proportional dem Einkommen. Die „Existenz“ ist eine Funktion des Einkommens.

Was wäre aber der Fall, wenn der Arbeitslohn über das Minimum stiege, also wenn nach der Deckung der notwendigen Bedürfnisse dem Arbeiter ein Überschuß bliebe? Ist hier seine physische Existenz von der Höhe seines Lohnes vollständig unabhängig? Sind zwei Arbeiter, welche beide „über dem Minimum“ stehen, aber verschiedene Löhne haben, in ihrem rein „physischen Dasein“ vollständig gleich? Mit anderen Worten, verschwindet der Zusammenhang zwischen dem Einkommen und der Existenz?

Nein, auch hier nicht. Je bessere Nahrung sich der Arbeiter leisten kann, je besser die Kleidung und Wohnung, über die er verfügt, desto besser ist seine Existenz gesichert, desto größer seine Lebensdauer, desto höher seine Arbeitsfähigkeit. Also auch hier — in dem Gebiete über dem Existenzminimum (bis zu einem gewissen hoch liegenden Punkte) ist es richtig, daß die physische Existenz mit der Höhe des Einkommens sich ändert. Auch hier ist die Existenz eine Funktion des Einkommens.

Ein paar Zahlen mögen diese Frage illustrieren. In den Jahren 1863—1869 kam in Danzig auf folgende Zahlen von Lebenden je ein Sterbefall:



i. d. Straßen mit durchschnittlicher Kommunalsteuer auf einen Einwohner

0,3 Taler . . . . .	25,67
0,31—0,7 „ . . . . .	29,56
0,71—1,6 „ . . . . .	30,95
1,61—3,5 „ . . . . .	42,92
3,51 und mehr Taler . . . . .	52,60 <sup>1)</sup> .

In Braunschweig starben 1000 Personen des betreffenden Alters.

i. Straßen mit durchschnittl. Einkommen auf eine Person	Alter in Jahren			
	5—15	15—30	30—50	60—70
bis zu 75 Taler . . . . .	96	74	140	472
75—100 „ . . . . .	93	59	135	373
100—150 „ . . . . .	80	50	123	382
150—200 „ . . . . .	85	43	129	311
über 200 „ . . . . .	64	42	135	255 <sup>2)</sup> .

Über diese Zahlen sagt Westergaard: „Da die Beobachtungsreihe recht klein ist, kann es nicht wunder nehmen, wenn die Ergebnisse etwas schwankend sind; so viel geht jedoch klar hervor, daß die Sterblichkeit in den Straßen mit wohlhabender Bevölkerung im ganzen viel kleiner war als in denen mit ärmerer, und zwar nicht am wenigsten im Alter 5—15, wo von einem Einfluß des Berufs auf die Sterblichkeit noch kaum die Rede sein kann.“

Um das dem Existenzminimum entsprechende Einkommen zu finden, ist es notwendig, eine normale Sterblichkeit zu ermitteln; dann würden die Klassen mit geringerer Sterblichkeit über dem Minimum stehen, und die mit größerer Sterblichkeit unter ihm. Ein solcher Begriff aber, als absoluter oder naturwissenschaftlicher, ist ganz unmöglich. Muß die Sterblichkeit 10, 50 oder 100 % betragen? Die Frage ist offenbar unlösbar. Auch die Durchschnittszahlen können dabei nicht aushelfen, eben deshalb,

<sup>1)</sup> A. Liévin: Die Mortalität in Danzig während der Jahre 1863 bis 1869 mit Beziehung auf die öffentliche Gesundheitspflege. In der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentl. Gesundheitspflege, Braunschweig 1871, III.

<sup>2)</sup> Nach Reck, zit. bei Westergaard: Mortalität und Morbilität, Jena 1901, S. 472.

weil sie Durchschnitte sind zwischen den verschiedenen Koeffizienten der verschiedenen Klassen. Sie können nicht den Ausgangspunkt für die Bestimmung des Existenzminimums bilden, weil sie selber mit dem Wohlstande und der Anzahl der verschiedenen Klassen sich verschieben. Außerdem, da die unbemittelten Bevölkerungsklassen überall die Mehrheit bilden, so steht der durchschnittliche Sterblichkeitskoeffizient dem speziellen Koeffizienten für diese Klasse nahe. Er kann daher nichts zur Lösung dieser Frage beitragen.

Die Untersuchung über die Sterbeverhältnisse der Berliner Bevölkerung, welche Grimschaw in den Jahren 1883—85 durchgeführt hatte, beweist ebenfalls, daß Verschiedenheiten in den Sterbeverhältnissen der verschiedenen Klassen (auch für die wohlhabenden Gruppen der Bevölkerung) existieren. Er hat die ganze Bevölkerung in 4 Gruppen eingeteilt. Zu der ersten gehören Tagearbeiter, Briefträger, Gesinde, Kutscher usw., zu der zweiten Handwerker, Facharbeiter, Kleinhändler, zu der dritten Gehilfen im Handel, Kontoristen, selbständige Kaufleute (die nicht als Kleinhändler bezeichnet werden konnten) und zur vierten liberale Professionen, Beamte, größere Fabrikanten, Kaufleute, Kapitalisten. Von 1000 Personen jeder Altersklasse starben jährlich:

Alter (J.)	1. Gruppe	2. Gruppe	3. Gruppe	4. Gruppe
5—20 . . . . .	11	9	8	3
20—40 . . . . .	16	12	14	7
40—60 . . . . .	37	24	29	13
60 und darüber	110	61	154	53 <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Zit. bei Westergaard, S. 477. Für Krankheiten als soziale Erscheinung seien noch folgende Zahlen erwähnt, die beweisen, wie erheblich die Unterschiede sind.

Auf 10 000 Lebende kamen in Hamburg Todesfälle an Tuberkulose (1896—1900):

in Familien mit 900— 1 200 M. Einkommen . . . .	65,7
1 200— 2 000 „ „ . . . .	55,9
2 000— 3 500 „ „ . . . .	36,3
3 500— 5 000 „ „ . . . .	22,8
5 000—10 000 „ „ . . . .	18,3
10 000—25 000 „ „ . . . .	17,2
25 000—50 000 „ „ . . . .	22,1

Auf 10 000 Lebende kamen Sterbefälle an Lungenschwindsucht in Wien:

Alle Zahlen weisen auf einen sehr engen Zusammenhang der Lebensdauer mit der Einkommenshöhe hin. Wenn man eine Stufenreihe von Null des Einkommens an bis zu einem Maximalpunkt aufstellt, so entspricht jeder Einkommenstufe eine ganz bestimmte „Existenz“. (Die Rede ist hier überall nur von der „physischen Existenz“, d. h. hauptsächlich von der Lebensdauer und Arbeitsfähigkeit.) Das Einkommen und die Existenz bilden zwei parallel laufende Reihen. Wo liegt aber alsdann das Minimum? Und ist es möglich, aus dieser langen Kette ein Glied auszuwählen und es als Minimum zu bezeichnen? Offenbar wird eine solche Auswahl ganz willkürlich sein, denn ein Punkt hat das gleiche Anrecht darauf wie jeder andere.

Zu demselben Schlusse in der Frage des Existenzminimums gelangt man, wenn man, statt den Zusammenhang der Lebensfähigkeit mit dem Gesamteinkommen zu untersuchen, den Arbeitslohn in seine Bestandteile zerlegt und jeden Teil besonders berücksichtigt. Wir haben es hier in erster Linie mit dem Aufwand für Nahrung, Wohnung und Kindererziehung zu tun.

## 2. Die Ernährung.

Die Ernährung ist ein Gebiet, auf dem die Naturwissenschaften in bezug auf die Frage des „Lebensnotwendigen“ zu festen und bestimmten Ergebnissen gekommen sind. Zum Unterschied von der Wohnung, Kleidung usw. ist es hier möglich, auf den Eigenschaften des menschlichen Organismus fußend, zu konkreten und exakten Normen zu gelangen. Man braucht hier nicht auf die banale Tatsache sich zu beschränken, daß ohne Nahrung der Mensch nicht existieren kann, sondern die

Bezirke	
sehr arm . . . . .	64,9
arm . . . . .	55,8
wohlhabend . . . . .	42,2
sehr wohlhabend . . . . .	42,4
reich . . . . .	32,1
sehr reich . . . . .	14,8

(Prinzing, Handbuch der medizinischen Statistik S. 437—438.)  
Was speziell die Arbeitsfähigkeit betrifft, so ist dafür keine entsprechende Statistik vorhanden. Es ist aber wohl anzunehmen, daß mit der Einkommenabstufung die Arbeitsfähigkeit sogar in rascherem Tempo zu- und abnimmt als die Sterbe- und Krankheitsverhältnisse.

Naturgesetze bestimmen es, welche Stoffe und in welchen Mengen sie dem Menschen notwendig sind.

Es müßte scheinen, daß dieser Umstand einen festen Ausgangspunkt für ein physiologisches und ökonomisches Existenzminimum bildet — wenigstens auf dem Gebiete der Ernährung. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so. Ja, im Gegenteile, die Fragen der Nahrung und Ernährung beweisen am klarsten, wie wenig die naturwissenschaftlichen Gesetze vermögen, die Probleme zu lösen, die mit der gesellschaftlichen Entwicklung entstehen. Ich gehe deshalb auf diese Frage näher ein.

Von den Stoffen, die zur Wiederherstellung des menschlichen Organismus und zur Erhaltung seiner normalen Temperatur gehören, sind drei Arten von besonderer Bedeutung: Eiweiß, Fett und Kohlehydrate. Wasser, Sauerstoff und manch andere Substanzen sind zwar nicht minder als die genannten notwendig; allein bei normalen Verhältnissen sind sie in ausreichenden Mengen vorhanden, und ihre Beschaffung macht keine Sorgen. Eiweiß, Fett und Kohlehydrate existieren dagegen nur in pflanzlichen und tierischen Verbindungen, und ihre Produktion erfordert daher eine wesentliche Arbeit.

Diese Stoffe sind zur Wiederherstellung des Organismus notwendig. Zur Erhaltung der körperlichen Wärme muß bei deren Verbrennung ein gewisses Quantum von Wärme entstehen. Die Ernährungsfragen sind daher auf diese drei Elemente und auf die Wärmequanten konzentriert.

Von diesen drei Elementen steht wieder das Eiweiß im Vordergrund. Fett und Kohlehydrate können in gewissen — sehr weiten — Grenzen einander ersetzen<sup>1)</sup>. Das Eiweiß aber ist in gewissen Mengen absolut notwendig und läßt sich durch nichts ersetzen.

---

<sup>1)</sup> Fett und Kohlehydrate ersetzen sich im Verhältnis von 100 zu 175 (Voit, Physiologie des allgemeinen Stoffwechsels und der Ernährung, Leipzig 1881, S. 499). „Wir kennen viele Fälle, in welchen das Fett in der Kost fehlt und außer Eiweiß eigentlich nur Kohlehydrate vorhanden sind (bis zu 85 % des ganzen Wärmewertes) und Beispiele extremer Fettnahrung. Ein Holzknecht im Gebirge, der bis 300 g Fett verzehrt, oder der kanadische Jäger, der von dem aus Fleischpulver und Fett hergestellten Pemmikan die Mahlzeiten bereitet, decken fast ausschließlich ihren Kraftbedarf mit Fett. In der Tat gelangen noch derartig große Fettmengen gut zur Resorption; ein Gesunder resorbiert 306 g Fett im Tage, welche mit 734 g Kohlehydraten gleichwertig sind“ (Rubner, Lehrbuch der Hygiene, 1903, S. 475).

Die notwendigen Mengen Eiweiß und anderer Nährstoffe sind unter verschiedenen Verhältnissen sehr verschieden. Sie sind in kaltem Klima, ferner beim Manne, bei schweren Menschen, bei anstrengender Arbeit größer als in warmem Klima, bei der Frau, bei leichten Menschen und leichter Arbeit usw. Aus diesen Gründen können die Nahrungssätze nicht einen absoluten, allgemein gültigen Charakter haben, sondern nur die Bedeutung von Durchschnittszahlen, und sie sind nur insofern miteinander vergleichbar, als sie für analoge Verhältnisse ermittelt sind.

Voit hat die Mengen des notwendigen Verbrauchs für einen Mann mittleren Gewichts (70 kg) auf 118 g Eiweiß, 56 g Fett und 500 g Kohlehydrate bestimmt, und Rubner hält 3000 Wärmekalorien für notwendig. Die Meinungen gehen aber sehr auseinander, insbesondere in der Frage des notwendigen Eiweißverbrauchs. Es wurden z. B. folgende Sätze bei Männern mittleren Alters und mittleren Gewichts bei leichter Arbeit gefunden<sup>1)</sup>:

Voit u. Pettenkofer . . . . .	137 g Eiweiß
Forster . . . . .	130 g „
„ (165 Jäger) . . . . .	116 g „
Hoch . . . . .	108 g „
Ranke . . . . .	100 g „
Beaunis . . . . .	92 g „
Beneke . . . . .	90 g „
Nakahama (bei mäßiger Arb.) . .	85 g „
Hoch (bei ein. Steinhauer 86 kg)	93 g „

Die Schwankungen sind also sehr groß: von 85 g bis zu 137 g. Zieht man noch die Extremfälle in Betracht, so sinkt der Arbeitsverbrauch bis 65 g (47 Reineiweiß) bei den Webern in Zittau<sup>2)</sup> und steigt bis zu 189 bei anstrengender Arbeit bei schwedischen Arbeitern<sup>3)</sup>. Schwanken aber diese Normen schon so stark auch bei ungefähr gleichen Verhältnissen, so verlieren sie offenbar ihre absolute Bedeutung und behalten nur den Charakter von arithmetischen Durchschnitten.

<sup>1)</sup> Munk: Einzelnahrung und Massenernahrung. Im „Handbuch der Hygiene“, herausg. von Weyl, Bd. III, S. 84.

<sup>2)</sup> C. v. Rechenberg: Die Ernährung der Handwerker in der Amtshauptmannschaft Zittau, Leipzig 1890, S. 27.

<sup>3)</sup> Konsumtion nach Sozialklassen. Von Stefan Bauer, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. VI, S. 136.

Die ermittelten Sätze sollen die Bedeutung von Minimal-sätzen haben; da der Organismus dieser Mengen notwendig bedarf, so muß er bei geringerer Nahrung allmählich zugrunde gehen. Trotzdem geht aus der angeführten Tabelle hervor, daß einerseits die menschliche Existenz auch tief unter der Grenze möglich ist, und daß andererseits der Verbrauch nicht selten die Grenze wesentlich übersteigt.

Die erste Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die notwendigen Eiweißmengen auch davon abhängen, in welcher Form sie dem Organismus zugeführt werden. Rubner ist der Ansicht, daß „das Eiweißminimum“ sich nur feststellen läßt, wenn man ganz genau bestimmt, mit welchen Nahrungsmitteln es erreicht werden soll; nicht einmal das Verhältnis des Eiweißes zu den anderen Nahrungsstoffen entscheidet hierüber ausschließlich. Die einzelnen Nahrungsmittel müssen, was ihre Wirkung auf den Körper anlangt, direkt geprüft werden.

Nimmt man für einen mittleren Arbeiter den Bedarf von 3080 Kalorien für einen Tag an, so kann man diese bestreiten durch

3080 g	Kartoffeln	mit	83 g	Eiweiß	=	54 g	Reineiweiß
800 g	Reis	„	75 g	„	=	71 g	„
800 g	Mais	„	78 g	„	=	71 g	„
1500 g	Schwarzbrot	„	95 g	„	=	88 g	„

„Dadurch würde bei Kartoffeln, Mais und Schwarzbrot das Eiweißbedürfnis völlig, bei Reis nicht ganz gedeckt“<sup>1)</sup>. Dagegen ist der Eiweißverbrauch bei Fleisch 240—300 g im Tage und bei ausschließlicher Eierkost (20—22 Stück im Tage) mindestens 141 g<sup>2)</sup>.

Die Ernährungssätze weisen infolgedessen große Verschiedenheiten auf. Es würde aber ganz falsch sein, anzunehmen, daß die 83 g Kartoffeleiweiß ebenso nützlich sind wie 300 g in Fleisch. Die Art der Nahrung wirkt ihrerseits auf den Organismus wieder ein; seine Arbeits- und Leistungsfähigkeit sind im ersteren Falle viel geringer als im letzteren, trotzdem in beiden Fällen die notwendigen Mengen erreicht sind.

Die zweite Ursache liegt in dem Umstande, daß zahlreiche Bevölkerungsgruppen sich schlechter ernähren, als es notwendig

<sup>1)</sup> Handbuch der Hygiene, S. 465—466.

<sup>2)</sup> Ebenda.

wäre, um die Leistungsfähigkeit des Organismus auf der Höhe zu erhalten. Wenn man die Ernährungsverhältnisse solcher Personen untersucht, so findet man sehr geringe Nahrungssätze, die aber in Wirklichkeit als Beispiele der Unterernährung dienen müßten. Da man aber die Versuche nur an lebendigen Menschen anstellen kann, so ist es ganz natürlich, daß in den ermittelten Normen auch die Verschiedenheiten der Ernährungsverhältnisse verschiedener Gesellschaftsklassen sich ausdrücken.

Dieser letztere Umstand hat eine große Bedeutung. Bestimmten Lebens- und Arbeitsverhältnissen entsprechen auch bestimmte Quanten von Nahrungsmitteln, die zur Erhaltung der vollen Energie und Arbeitsfähigkeit notwendig sind. Diese „normale Ernährung“ ist aber bei weitem nicht allen zugänglich. Da aber die biologischen Untersuchungen nicht mit abstrakten, durchschnittlichen, „normalen“ Menschen zu tun haben, sondern mit konkreten Individuen, so ist das Resultat der Untersuchung unter anderem auch von der sozialen Stellung des Versuchsobjektes stark beeinflußt. Freilich strebt der Mensch instinktiv danach, auf irgendeine Art, in irgendeiner Form die ihm nötigen Mengen von Eiweiß, Fett usw. aufzunehmen; ist er nicht imstande, diese Quanten in Fleisch, Eiern und Milch zu verbrauchen, so geht er zu Kartoffeln und Heringen über. Allein auch diese unbewußte Zweckmäßigkeit hat ihre Grenzen. Statt zur monotonen Pflanzennahrung überzugehen und die Minimalsätze auf diese billigste Art zu erreichen, zieht er dennoch vor, seine Kost zu variieren, selbst auf die Gefahr hin, dabei unter den normalen Sätzen bleiben zu müssen<sup>1)</sup>. Der Organismus und sein Leben sind sehr elastische Dinge. Von 45 g (Eiweißverbrauch des hungernden Menschen<sup>2)</sup> bis zu 200 hinauf zieht sich eine ununterbrochene Reihe von „Ernährungssätzen“, die dieser oder jener Forscher in seiner Untersuchung ermittelt und als Minimum angenommen hatte<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Rubner, Volksernährungsfragen, Leipzig 1908, S. 112.

<sup>2)</sup> Das wirkliche Leben aber rechnet natürlich auch mit der Hungernorm von 45 g nicht und rückt oft den Verbrauch noch tiefer herunter.

<sup>3)</sup> Viel einfacher und weniger streitbar ist die Frage von den Wärmekalorien, die dem Menschen notwendig sind. Zwar hat man auch auf diesem Gebiete fast unglaublich niedrige Normen gefunden (Tuczek, der in drei Fällen die Sätze von 614, 620 und sogar 300 Kalorien gefunden, hat diese Zahlen als „Normen“ angenommen. An dieser Theorie Tuczeks zweifelt

Ist aber eine Existenz auch auf dem niedrigsten Niveau, ja sogar bei Hungernorm möglich, so kann offenbar nicht davon die Rede sein, ein Ernährungsminimum zu finden, sondern nur ihre normale Größe, d. h. jene Zusammensetzung der Nahrung, welche den Bedürfnissen des Organismus vollständig genügt; mit anderen Worten, es muß sich um eine Kost handeln, die nicht nur die Existenz von heute auf morgen erhält, sondern auch die Kräfte vollständig wiederherstellt, den Anforderungen vollständig genügt und die Energie und Arbeitsfähigkeit das Maximum erreichen läßt. Was in den meisten Büchern über Ernährungshygiene als Eiweiß- und Verbrauchsminimum bezeichnet wird, ist eigentlich diese normale Größe, und nicht jene geringen Sätze, bis zu welchen der Verbrauch des Menschen unter gewissen gesellschaftlichen Zuständen sinkt<sup>1)</sup>. „Die für den mitt-

sogar Rechenberg, welcher auch selber nicht geneigt ist, allzu hohe Normen aufzustellen („Ernährung der Handwerker in Zittau“, S. 44)); im allgemeinen ist die Norm von 3000 Kalorien für den erwachsenen Arbeiter bei mittlerer Anstrengung angenommen. Diese Norm ist aber bei verschiedener Muskelanstrengung verschieden und steigt bei schwerer Arbeit noch viel höher. Rubner hat folgende Zahlen gefunden:

	Kraftverbrauch (brutto) in Kalorien für 24 Stund.
Hungernd und ruhend . . . . .	2303
Arbeiterkategorie I (leichte Arbeit) . . . . .	2631
„ II (mittlere Arbeit) . . . . .	3121
„ III (schwere Arbeit) . . . . .	3659
„ IV (Bergleute, Bauernknechte, Holzfäller) 5213	

Diese Zahlen stimmen mit den Resultaten anderer Untersuchungen überein, und ihre Richtigkeit steht außer Zweifel. Aber eben deshalb, weil sie Normen der soz. abstrakten Wärme sind, und nicht konkreter Stoffe, so können sie nicht — wenigstens nicht allein — dazu dienen, die Qualität und Quantität der erforderlichen Nahrung zu bestimmen (Rubner, Handbuch der Hygiene, S. 474).

<sup>1)</sup> „Es gibt einzelne, bis aufs äußerste herabgekommene Personen, welche bei möglichster Ruhe auffallend wenig Material zur Bestreitung ihrer geringen Bedürfnisse nötig haben; dies ist jedoch ein krankhafter Zustand ohne Leistungsfähigkeit, bei dem aber doch noch eine gewisse Menge von allen Nahrungsstoffen erforderlich ist“. (Voit, S. 496.) Rechenberg hat bei den Zittauer Webern sehr geringe Nahrungssätze gefunden. Im Durchschnitt kamen auf einen erwachsenen Mann (netto) 47 g Eiweiß, 45 g Fett, 451 g Kohlehydrate = 2461 Kal. Rechenberg zieht daraus den Schluß, daß die Handwerker der Zittauer Gegend „uns ein bewundernswertes Beispiel geben, wie billig äußerstenfalls die Ernährung ohne Schädigung der Gesundheit, und der gesamte Haushalt ohne hervorragende



leren Arbeiter erhobene Forderung von 188 g Eiweiß pro Tag entspricht sicherlich keinem Eiweißminimum im physiologischen Sinne<sup>1)</sup>.

Wird die Frage in dieser Form gestellt, so ist sie nicht mehr auf die notwendigen Quanten Eiweiß, Fett und Kohlehydrate (und Wärmekalorien) beschränkt, sondern es muß auch entschieden werden, in welcher Form diese Stoffe verbraucht werden, da es dem Organismus, wie bereits erwähnt, durchaus nicht gleichgültig ist, ob er diese Stoffe in Form von Fleisch oder Kartoffeln, Milch oder Reis bekommt. „Es kann das gleiche Resultat, die Erhaltung des stofflichen Bestandes auf mannigfache Art, d. h. durch verschiedene Mischungen und Mengen der Nahrungsstoffe erreicht werden; aber nur ein Fall aus der mannigfachen Möglichkeit ist für den jeweiligen Körperzustand der richtige. Dies ist derjenige, bei welchem mit den kleinsten Mengen jedes Nahrungsstoffes jener Effekt erreicht wird“<sup>2)</sup>.

Dann ist aber auch mit der Durchschnittsnorm von 118 g Eiweiß 56 g Fett und 500 g Kohlehydrate noch nichts ge-

---

Dürftigkeit eingerichtet werden kann“ (S. 76). Diese „Gesundheit“ schildert er aber auf S. 34 folgendermaßen: „Die Männer sehen blaß und meist sehr mager aus, sind schwächlich, zuweilen so sehr, daß sie zu einer mehr Muskelkraft erfordernden Arbeit, z. B. zu Tagelöhnerarbeit auf dem Felde während der Bestell- oder Erntezeit, nicht fähig sind. Die Frauen gleichen den Männern im allgemeinen. . . . Die Säuglinge werden, wenn immer möglich, wenigstens die ersten 4 Wochen von der Mutter gestillt. Nach dem Abstillen werden die Kinder infolge der für sie unzweckmäßig zusammengesetzten Kost zwar voll und rund, sie sind aber gedunsen und haben meist sogenannte „Kartoffelbäuche“ (zu fettarme Kost!). Auch die heranwachsenden Kinder sind blaß und im Durchschnitt schlecht ernährt.“ Daß eine Existenz auf dieser tiefen Ernährungsstufe möglich ist, hat Rechenberg allerdings bewiesen; daß sie aber „ohne Schädigung der Gesundheit“ möglich ist, dafür fehlt eben der Beweis. Es ist auch nichts damit gesagt, daß „dieser Ernährungszustand von der tiefstmöglichen Grenze noch ziemlich weit entfernt ist“ (S. 40).

<sup>1)</sup> Rubner, Volksernährungsfragen, S. 24.

<sup>2)</sup> Voit, S. 501. „Für jedes einzelne Individuum gibt es nur ein ganz bestimmtes Optimum des Ernährungszustandes, und das Urteil des Arztes kann nur dann richtig ausfallen, wenn er die gesamten Lebensverhältnisse und den Gesundheitszustand und die Leistungsfähigkeit aller Organe mit in Rechnung zieht.“ (Noorden, Überernährung und Unterernährung. In der „deutschen Klinik am Eingange des XX. Jahrh., III. Bd., S. 204.) „Eine sorgsame Ernährung muß möglichst allen Bedürfnissen gerecht werden.“ Rubner, o. c., S. 475.

sagt. Es entsteht eben die Frage, in welcher Form diese Stoffe zugeführt werden. Die vegetarische Kost ist im allgemeinen viel billiger als die animalische<sup>1)</sup>. Sie ist deshalb in der Nahrung der armen Klassen stark vertreten. Es ist auch möglich, den Eiweißbedarf mit rein vegetarischer Nahrung zu decken. Rubner meint, daß dafür 3080 g Kartoffeln oder 800 g Reis oder 800 g Mais oder 1500 g Schwarzbrot genügen; und „tatsächlich lebt der arme Neapolitaner wesentlich von Weißbrot, 1000—1500 g Brot für den Tag sind ein durchaus gewöhnliches Vorkommnis. Dazu manchmal Kartoffeln und Gemüse, wohl auch Bohnen.... In der Ernährung des japanischen Volkes finden nur Vegetabilien Verwendung, aber nicht ein einziges Nahrungsmittel, sondern ein Gemisch, Reis, Gerste und Weizen, Hirse und Buchweizen, Blattgemüse und dgl.“<sup>2)</sup>.

„Es konnte kaum möglich erscheinen, meint Bunge<sup>3)</sup>, daß ein Mensch in Form von Vegetabilien die zur Behauptung des Stickstoffgleichgewichts erforderliche tägliche Menge von wenigstens 100 g Eiweiß aufnimmt. Besonders ungeeignet erscheint die Kartoffel. Um in dieser Form 100 g Eiweiß in den Magen einzuführen, müßten wir 5 kg Kartoffeln verzehren.... Ein skeptischer Beurteiler wird dennoch die Möglichkeit zugeben müssen, daß mancher irische Arbeiter 5 kg Kartoffeln verzehrt und sein Stickstoffgleichgewicht behauptet“. „Die ländlichen Arbeiter in einigen Gegenden Bayerns sollen sich ausschließlich von Speisen ernähren, die aus Mehl und Schmalz bereitet werden, und dabei die schwerste Arbeit leisten“<sup>4)</sup>. In 1497 g Reis nimmt ein chinesischer Arbeiter 112 g Eiweiß und 1189 g Stärkemehl auf. Daß manche Arbeiter wirklich höchst bedeutende Mengen

<sup>1)</sup> Um 1000 Kal. zu liefern sind notwendig:

	Rindfl.	Eier	Hering	Butter
	846 g	14 St.	6 St.	126 g
Geldwert von 1000				
Kalorien	1,35 M	0,84 M	0,48 M	0,30 M
	Schweinefett	Reis	Brot	Kartoffeln
	107 g	290 g	430 g	1108 g
Geldwert von 1000				
Kalorien	0,15 M	0,17 M	0,11 M	0,07 M

(F. Hirschfeld, Nahrungsmittel und Ernährung, Berlin 1900, S. 27.)

<sup>2)</sup> Rubner, o. c., S. 478.

<sup>3)</sup> Bunge, Lehrbuch der Chemie, 2. Aufl., Leipzig 1889, S. 73.

<sup>4)</sup> Bunge, o. c., S. 74.

von Vegetabilien und Stärkemehl aufnehmen, geht aus folgenden Angaben hervor<sup>1)</sup>).

Arbeiter	Kost	Eiweiß	Fett	Kohlehyd.
Italienische Ziegelarb.	1000 g Mais, 178g Käse	167 g	117 g	675 g
Holzknechte i. Reichenhall	Brot, Mehl, Schmalz	112	309	691
Holzknecht i. Oberaudorf	Brot, Mehl, Schmalz	135	208	876
Bauernknechte i. Laufzorn	Mehl, Schmalz	143	108	788
Bergleute in der Grube Silberau . .	Viel Vegetabilien	133	113	634

Die Nahrung der Zittauer Weber ist eine fast ausschließlich vegetarische, und die Zahl solcher Beispiele könnte noch stark vermehrt werden.

Diese Fälle einer einförmigen vegetarischen Nahrung sind natürlich Extremfälle; meistens ist die Nahrung gemischt und es sind darin vegetarische und auch animalische Elemente vertreten. Aber wenn eine solche Nahrung auch die menschliche Existenz ermöglicht, so muß sie doch als höchst unrationell bezeichnet werden. Der Darmkanal des Menschen ist zu kurz, um die großen Volumina von Speisen zu bewältigen, die er bei rein vegetarischer Nahrung aufnehmen muß, oder wenn die pflanzliche Substanz verhältnismäßig sehr stark vertreten ist. Auch die Einschließung der Nahrungsstoffe bei vielen Vegetabilien in feste Gehäuse aus Zellulose, welche von den Verdauungssäften gelöst oder wenigstens durchdrungen werden müssen, wirkt erschwerend<sup>2)</sup>. Diese und manch andere Ursachen machen eine rein pflanzliche Nahrung für den Menschen ungeeignet. Daher ist als Folge vegetarischer Diät in vielen Fällen „eine größere Neigung zu Erkrankungen und eine geringere Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Erkrankungen zu beobachten, so daß der Vegetarier bei derselben Form und Schwere der Erkrankung schneller und mehr herunterkommt als andere, bei gemischter Kost Lebende... Endlich lehrt die Statistik, daß in früheren Jahren, wo in Gefängnissen die Kost eine ausschließlich vege-

<sup>1)</sup> Voit, c. o., S. 524.

<sup>2)</sup> Voit, Über die Kost eines Vegetariers. Zeitschrift für Biologie, 25. Bd., 1889.

tabilische war, die Erkrankungs- und Sterbeziffer der Insassen eine viel höhere gewesen ist als in neuerer Zeit, wo daneben wenigstens einen Tag um den anderen Animalien verabreicht werden<sup>1)</sup>. Voit ist der Ansicht, daß der Mensch für die Dauer nicht mehr als 750 g Brot im Tag aufnehmen sollte<sup>2)</sup>. Andererseits sollte er nicht über  $\frac{3}{4}$  seiner Nahrung in Fleisch aufnehmen. Als normal hält Voit die Kost, in der 35 % des Eiweißes dem Tierreich entnommen sind. Bei einer Norm von 118 g Eiweiß sind es 40 g Tiereiweiß; man braucht dazu 230 g Fleisch (= 191 g reines Fleisch).

Außer diesen allgemeinen Prinzipien der richtigen Ernährung ist es unmöglich, exaktere und mehr ins Detail gehende Normen aufzustellen; die Ernährung eines jeden Menschen muß sich, um zweckmäßig zu sein, an die individuellen Eigenschaften seines Organismus anpassen. In der Regel

1. muß jeder Nahrungsstoff in genügender Menge vorhanden sein;
2. die einzelnen Nahrungsstoffe müssen in richtigem Verhältnis gegeben werden;
3. die Nahrungsstoffe müssen aus dem Darmkanal in die Säfte aufgenommen werden können;
4. es müssen außer den Nahrungsmitteln noch Genußmittel gegeben werden.

---

Dies sind die Anforderungen an die Ernährung, die die moderne Hygiene stellt. Wie steht es aber in Wirklichkeit mit den Ernährungsverhältnissen?

Vor allem kommt die Erscheinung der Sättigung hinzu. In Sättigung und Hunger drückt sich die genügende oder ungenügende Ernährung aus, und darin besteht die große Bedeutung dieser Instinkte. Sie sind mächtige Anpassungsmittel des tierischen Organismus an seine Lebensumgebung, und je feiner sie entwickelt sind, desto günstiger die Stellung im Kampfe um das Dasein.

Der Hunger kann aber nicht bezeugen, welche Stoffe und in welchem Maße sie dem Organismus notwendig sind, und das Sättigungsgefühl beweist keineswegs, daß der Bedarf an Eiweiß,

<sup>1)</sup> Munk, Einzelernährung und Massenernährung, S. 73.

<sup>2)</sup> Voit, Physiologie der Ernährung, S. 503.

Fett und dgl. vollständig gedeckt ist. Hunger und Sättigung sind im allgemeinen richtige Barometer des Bedürfnisses an Stoffen zur Wiederherstellung eines sich abarbeitenden Organismus. Dieses Bedürfnis entsteht aber nicht als Funktion der chemischen Eigenschaften der Nahrung, sondern steht mit der Nahrungsmenge im Zusammenhange. Der Bedarf an Stoffen bestimmter Qualität erscheint als Bedarf an bestimmter Quantität. „Das Gefühl der Sättigung hängt von verschiedenen Momenten ab, einmal von der Größe, von der absoluten und relativen Kapazität des Magens, sodann sehr wesentlich von der Gewohnheit. Wer von Jugend an gewohnt ist, ein großes Speisevolumen aufzunehmen, wie das bei vorwiegender Pflanzenernährung der Fall ist und fast ausnahmslos bei den niederen Volksklassen zutrifft, die ihre Verpflegung um einen möglichst geringen Preis bestreiten müssen, bei dem bleibt das Sättigungsgefühl aus, sobald er eine weniger voluminöse gemischte, aber gehaltreiche, animalische Mittel einschließende Nahrung genießt, selbst wenn letztere in reichlicherem Maße verwertbare Nährstoffe enthält als die sonst gewohnte pflanzliche Nahrung. . . . Bei gewohnheitsmäßigem Genuß einer sehr voluminösen, durch die Zubereitung sehr wasserreich gewordenen pflanzlichen Nahrung: Kartoffeln, Reis, Mais, Hülsenfrüchte, Schwarzbrot, findet eine Anpassung des Magens an die großen Speisevolumina statt, es kommt durch die stete übermäßige Anfüllung zu einer dauernden Erweiterung des gesamten Verdauungskanals, Magens und Darms, die unter dem Namen Kartoffelbauch bekannt ist, weil er häufig bei den fast nur von Kartoffeln lebenden armen Volksklassen beobachtet wird“<sup>1)</sup>.

„Ein 5 kg Kartoffeln im Tage verzehrender Irländer befindet sich dabei seiner Meinung nach ganz gut, obwohl er schlecht genährt ist; ja er wird sich nicht gesättigt fühlen und über Hunger klagen, wenn er eine ausreichende und gute Nahrung in einem kleineren Volumen erhält. Die an ein großes Volumen der Speisen gewöhnt sind, beurteilen nach der Anfüllung des Magens und dem trügenden Gefühl der Sättigung den Wert der Nahrung, sie verspüren ein Hungergefühl, sobald ihr Magen bei einer besseren und kompändiöseren Kost nicht mehr so stark angefüllt wird. . . .

---

<sup>1)</sup> Munk, o. c., S. 59–60.

Um aus einer Schädigung des Körpers oder aus der Leistungsfähigkeit auf eine unrichtige Ernährung, z. B. auf eine zu geringe oder eine übermäßige Aufnahme des einen oder anderen Nahrungstoffes zu schließen, müßte man häufig lange Zeit, monatelang, die betreffende Kost aufnehmen<sup>(1)</sup>.

Diese Erscheinung hat eine große soziale Bedeutung. Die armen Bevölkerungsklassen, welche nicht imstande sind, sich die nötigen Nahrungssubstanzen in ausreichenden Mengen zu beschaffen, müssen weniger nahrhafte Produkte (Kartoffeln, Brot) in solchen Massen verbrauchen, daß ein Sättigungsgefühl hervorgerufen wird. Die Qualität der Nahrung wird durch die Quantität ersetzt. „Der kümmerliche Ernährungszustand, die schwächliche Entwicklung der Eifelbewohner, der Oberschlesier, der Erzgebirgler und allgemein der ärmsten Bevölkerungsschichten in Deutschland wie überall auf der Erde wird wohl vorzugsweise durch die unzureichende Menge der Nahrungsaufnahme verursacht. Sie essen zu wenig, und doch kann nicht angenommen werden, daß sie Tag für Tag hungrig zu Bette gehen. Ein dauerndes Nichtsättigen dürfte nur ausnahmsweise stattfinden; denn das Hungergefühl wird von allen Bedürfnissen des Lebens zuerst befriedigt, und sollte es in unrechtmäßiger Weise geschehen. Nein, sie essen sich satt und essen doch zu wenig“<sup>(2)</sup>.

Auf Grund der Beobachtungen über die Ernährungsverhältnisse der Zittauer Weber kommt Rechenberg zu folgendem Schluß: „Sie sättigen sich vollständig; sie stehen gesättigt von der Mittagsmahlzeit auf, gehen abends gesättigt zu Bette. Ohne Zweifel wird die Eblust bei dem steten Aufenthalte in kleinen niedrigen, schlecht ventilierten, im Winter überheizten Stuben ungünstig beeinflusst. Aber damit ist die ausreichende Nahrungsaufnahme nicht vollständig erklärt; denn die Tagelöhner auf dem Felde der Zittauer Gegend, überhaupt die dort weniger bemittelten Bevölkerungsklassen, die im großen und ganzen nach der gleichen Kostart leben, sind zwar besser als der Durchschnitt der anderen ernährt, bieten aber nicht entfernt das Bild eines normalen Ernährungszustandes, eines kräftigen, leistungsfähigen Körperzustandes. Nicht also in mangelnder Eblust, sondern in

<sup>1)</sup> Voit, o. c., S. 493—494.

<sup>2)</sup> Rechenberg, Katechismus der menschlichen Ernährung, Leipzig, S. 70—71.

der Kostart muß die hauptsächlichliche Ursache der ungenügenden Sättigung liegen<sup>(1)</sup>).

Der Mangel an den notwendigen Nährstoffen tritt nur allmählich durch den allgemeinen Zustand des Organismus vor Augen. Das unmittelbare Sättigungsgefühl beweist aber nichts für eine richtige oder unrichtige Ernährung. Und tatsächlich leben Tausende von Menschen, ohne Hunger zu kennen, und sterben an mangelhafter Nahrung.

Der Geschmack wirkt in der entgegengesetzten Richtung. Er steht nicht mit der Quantität, sondern vor allem mit der Qualität der Nahrung in Verbindung. In der Auswahl der Kost leitet dieser Instinkt den Menschen nicht minder als das Streben nach Sättigung, und daher ergänzen sich in gewissen Grenzen die beiden Instinkte. Auch der Geschmack ist eine wichtige, unbewußt-zweckmäßige Anpassungsfähigkeit im Kampfe um das Dasein, und solange er normal wirkt, veranlaßt er den Menschen, womöglich alle Bedürfnisse seines Organismus zu decken.

„Die freie Wahl ist gar nicht frei im wahren Sinne des Wortes. Die Wahl zwingt uns im großen und ganzen der Appetit auf, und dieser ist ein instinktiver Wächter der Gesundheit. Verlangen nach gewissen Speisen ist ein Ausfluß der Notwendigkeit eines Bedürfnisses. . . . Ist der Appetit normal, so bleiben wir genau auf dem Gewicht und der Zusammensetzung. Was unserem Körper fehlt, nach dem treibt uns das instinktive Verlangen. Die Erhaltung der Spezies ist im ganzen Tierreich auf den Appetit als Regulator gestellt<sup>(2)</sup>).

Die erste Wirkung des Geschmacks besteht darin, daß er zu einer Abwechslung in der Nahrung führt. Eine einzelne Nahrungsart, mag sie noch so viele Nährstoffe enthalten, kann allen Bedürfnissen niemals gerecht werden. Daher ist eine gewisse Abwechslung in der Nahrung ein dringendes Bedürfnis. „Die Gefühle und Wünsche sind wandelbar. Ein Nahrungsmittel pflegt der Organismus nicht dauernd zur Ernährung zu ertragen, solche Kost wird als monoton empfunden und zurückgewiesen. Dauernd gleichartige Ernährung ist offenbar nicht bekömmlich, weil dieselbe, wenige Fälle ausgenommen, die normale Zusammen-

<sup>1)</sup> Rechenberg, Ernährung der Handweber, S. 35,52.

<sup>2)</sup> Rubner, Volksernährungsfragen, S. 29.

setzung des Körpers in allen seinen Teilen nicht zu erzielen imstande ist<sup>1)</sup>). Der Geschmack zwingt auch die ärmsten Bevölkerungsklassen diesem Bedürfnisse nachzukommen; sie ziehen eine teure, aber abwechselnde Nahrung einer billigen und gleichartigen vor, obwohl sie dabei die notwendigen Quanten Eiweiß usw. nicht erreichen können. Davon war bereits oben die Rede.

Das abstrakte „Nahrungsbedürfnis des Organismus“ erscheint also als eine Summe konkreter Bedürfnisse an konkreten Nahrungsarten.

Der Geschmackssinn ist ferner ein richtiger Regulator der Ernährung, indem er bei der Auswahl zwischen verschiedenen Nahrungsarten zugunsten der nützlicheren entscheidet. Die allgemeine Tendenz besteht darin, daß die „monotone Nahrung durch verschiedenartige, die schwer verdauliche durch leicht verdauliche, die geschmacklose durch würzige Kost ersetzt wird. Entspricht nun diese Entwicklung des Geschmacks, die sich überall zeigt, wo die Verhältnisse den Individuen eine leidliche Freiheit in der Wahl der Nahrungsmittel gestatten, nur einem Zuge der Naschhaftigkeit und Genußsucht? Oder gelangt darin ein instinktiv richtiger, einem allgemeinen Fortschritt in der menschlichen Ernährung zugerichteter Trieb zum Ausdruck? Ich glaube, daß letzteres der Fall ist. Denn die Bevorzugung der leicht verdaulichen vor der schwerverdaulichen, der konzentrierten vor der voluminösen Nahrung ist vom physiologischen Standpunkt als durchaus rationell zu bezeichnen. Auch bei der Wahl seiner Nahrungsmittel scheint sich der durch äußere Verhältnisse nicht allzu sehr eingeengte Mensch in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt zu sein<sup>2)</sup>).

Diese natürliche, allgemein wirkende Tendenz der Geschmacksinstinkte bestimmt bei freier Wahl die Auswahl dieser oder jener Speise. In der geschichtlichen Entwicklung führt sie zum Ersetzen der überlieferten Nahrungsweise durch eine neue, dem Geschmacksbedürfnisse besser entsprechende. Da sie aber eben nur die allgemeine Tendenz ist, die die Entwicklungsrichtung

<sup>1)</sup> Rubner, *Physiologie der Nahrung und Ernährung*, S. 21—22.

<sup>2)</sup> G. Grotjahn, *Wandlungen in der Volksernährung*. Schmollers Forschungen, Bd. XX, S. 65.



bestimmt, so ist der Fortschritt auf dem Ernährungsgebiete unbegrenzt. „Die Quantität, sagt Grotjahn, hat ihre physiologisch begründete Grenze, während hinsichtlich der Qualität eine unbegrenzte Möglichkeit der Differenzierung und Verfeinerung besteht, die in der bei den wohlhabenden Bevölkerungsschichten in Blüte stehenden Kochkunst ihren Ausdruck findet. Entwicklungstendenz und Entwicklungsunterschiede in der Kost der Wohlhabenden richten sich nicht mehr auf die Quantität der Speisen, deren Verringerung im Gegenteil angestrebt wird, sondern auf ihre Qualität. Denn die Kochkunst erstrebt nur eine subjektiv zusagende, schmackhafte Ernährung, indem sie dabei das allgemeine menschliche Bedürfnis nach objektiv ausreichender Nahrung absichtslos mitbefriedigt“<sup>2)</sup>. Diese natürliche Tendenz entspricht aber nicht der tatsächlichen Entwicklung der menschlichen Ernährung, da die letztere sich niemals geradlinig entwickelt hat. Sie wird von sozialen Erscheinungen durchkreuzt, welche hin und wieder in einer anderen, manchmal sogar in entgegengesetzter Richtung wirken. Nicht eine einfache und gerade Linie ist die Ernährungsentwicklung, sondern eine komplizierte Kurve.

Das Bedürfnis nach dieser oder jener Nahrungsart hängt von den Lebens- und Arbeitsverhältnissen ab. Bei sitzender Lebensart braucht der Mensch eine wesentlich andere Nahrung als bei steter Bewegung — mag auch sein Kraftverbrauch der gleiche bleiben; der im Freien Arbeitende fühlt das Bedürfnis nach anderer Nahrung als der im geschlossenen Raume usw. Die Arbeitsumgebung des Menschen hängt aber von seiner Produktionsweise ab und wechselt mit deren Entwicklung. So verändert z. B. die sich auf Kosten der Landwirtschaft entwickelnde Industrie die Arbeitsverhältnisse für Hunderttausende von Menschen; sie macht eine neue Nahrungsart notwendig, welche den veränderten Verhältnissen besser angepaßt sein müßte.

„Ein Landarbeiter hat schwere körperliche Arbeit zu leisten und bedarf daher einer Nahrung, die ihm 5000 Kal. am Tage liefert. Wenn er nur von Brot, Kartoffeln und anderen Vegetabilien lebt, so erhält er in den 5000 Kal. mühelos 100 g Eiweiß, ja mehr.

<sup>1)</sup> Grotjahn, o. c., S. 14—15.

Nun wandert derselbe Mann in die Stadt und wird dort zu einem Berufe geführt, der ihn zu sitzender Lebensweise zwingt. Er bedarf daher nur 2500 Kal. Behält er nun seine Nahrung der Qualität nach bei, so ist zweierlei möglich: entweder ißt er die bisherige Menge, das ist auf die Dauer unmöglich, da der Körper die überflüssige Menge nicht bewältigt; oder er schränkt sie auf die Hälfte ein, dann ist die Kalorienmenge richtig, aber er bekommt dann nur 50 g Eiweiß pro Tag. Will er sich richtig ernähren, so muß er seine bisherige Nahrung auf die Hälfte verringern, aber dafür 50 g Eiweiß, z. B. 250 g Fleisch hinzufügen<sup>1)</sup>.

Bestimmt aber die Entwicklung der Produktionsweise den Wandel der Nahrungsbedürfnisse, so ist dadurch die Entwicklung der Nahrung, wie es geschichtlich der Fall war, weder bestimmt noch erschöpft. Denn die Produktionsweise wirkt auch in einer anderen Richtung hin: erstens bestimmt die gesellschaftliche Produktionskraft, welche Nahrung dem Menschen zugänglich ist, und zweitens führt die Klassenbildung in der Gesellschaft zu Verschiedenheiten in der Ernährungsweise.

Gleich dem Tiere entnimmt der Mensch seine Nahrung der äußeren Natur. Er braucht sich aber dabei nicht darauf zu beschränken, was die Natur ihm „freiwillig“ gibt, d. h. darauf, was er als „natürliches Gut“ findet. Er erobert die Natur, indem er ihre Gesetze erkennt, und das Niveau seiner Produktionstechnik ist das Maß dieser Herrschaft. Je höher die Produktionskräfte entfaltet sind, desto größer die Macht des Menschen, desto geringer seine Abhängigkeit von den natürlichen Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten.

Die Nahrung eines Urjägers ist eine mehr oder weniger bestimmte, sie besteht hauptsächlich aus dem Fleische der Tiere, die in der Umgebung leben. Sie variiert außerdem mit dem Klima, der geographischen Lage und dgl., bleibt aber im wesentlichen immer eine Fleischnahrung; die wenigen Pflanzen, die der Jäger in seiner Umgebung findet, werden daher sehr hoch geschätzt.

Ähnlich stehen die Dinge bei dem Urfischer. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus Fischen und wechselt mit den

---

<sup>1)</sup> Otto Cohnheim, Ernährungsprobleme. In den „Süddeutschen Monatsheften“ 1905, S. 253—254. Dies ist der Extremfall. Im allgemeinen braucht aber die städt. Bevölkerung eine Nahrung, in der die Animalien verhältnismäßig stärker vertreten sind.

geographischen Verhältnissen — je nach den verschiedenen Flüssen und Seen. Erst dort, wo die Jagd mit der Fischerei verbunden auftritt, entsteht eine größere Abwechslung in der Nahrungsweise.

Die Tierzähmung ist ein großer Fortschritt auf diesem Gebiete. Sie sichert dem Menschen nicht nur eine regelmäßigere Ernährung und eine größere Auswahlfreiheit, sondern bringt ihm auch neue wichtige Nahrungsarten, wie Milch und Milchprodukte. Die Ausdehnung der Viehzucht auf neue Tierarten und die künstliche Auslese befand sich bis heutzutage in steter Entwicklung, und die riesigen Fortschritte der Viehzucht im 19. Jahrhundert beweisen, daß die Grenzen der Entwicklung auf diesem Gebiete noch keineswegs erreicht sind.

Der Übergang zum Ackerbau ruft wieder eine Revolution auf dem Gebiete der Ernährungsweise hervor. Erst mit der Entwicklung des Ackerbaus finden wir die pflanzlichen Substanzen in der Nahrung ziemlich stark vertreten. Bis in die neueste Zeit — bis zur Anwendung des Dampfes und der Elektrizität in der Landwirtschaft — bleibt der Ackerbau mit der Viehzucht auf das engste verbunden, daher sind auch die Fleischstoffe in der Nahrung so stark vertreten. Die Kost des „freien Bauern“ steht ihrer Nahrhaftigkeit nach sehr hoch und seine Auswahlfreiheit ist ziemlich groß.

Der Ackerbau hat die gleiche Entwicklung durchlaufen wie die Viehzucht. Die Anzahl der gebauten Pflanzen wird immer vermehrt, und dieser Umstand erweitert wieder die Auswahlfreiheit in der Nahrung, verfeinert ihre Qualität und läßt sie immer verschiedenartiger gestalten. Man braucht dabei nur an die Einführung der Kartoffeln aus Amerika oder an die moderne Entwicklung des Gemüsebaus und der Gärtnerei zu denken! Und andererseits haben sich nicht nur die Bodenbeauungs- und Bodenausnutzungsmethoden entwickelt, sondern auch die Qualität der Produkte hat sich geändert. Der Fortschritt der wissenschaftlichen Agronomie schafft schließlich auch hier unbegrenzte Möglichkeiten.

Mit den Arten der Nahrungsmittelerzeugung entwickeln sich auch die Methoden ihrer Bearbeitung. Die Erfindung des Feuers ist epochemachend und bleibt vielleicht die größte Erfindung in der ganzen weiteren Geschichte dieses Gebiets; die

Rösterei der auf der Jagd getöteten Tiere ist daher die erste Stufe der „Kochkunst“. Da es lange Zeit kein Kochgeschirr gibt, so ist das eigentliche Kochen noch unmöglich; hier und da dienen dafür mit Wasser gefüllte Gruben, worin glühende Steine geworfen werden. Die Erfindung des Tongeschirrs macht einen weiteren Schritt vorwärts und bildet zugleich die erste Stufe der bedeutungsvollen Entwicklung des Kochgeschirrs. An Stelle des Tons tritt später Eisen- und Kupfergeschirr, in dem das Kochen viel rascher geht.

Die Kunst der Speisenzubereitung entwickelt sich dagegen nicht so geradlinig und ununterbrochen wie die allgemeine Küchentechnik; sie bildet überall einen Luxusgegenstand und findet ihre höchste Entwicklung dort, wo auch der Luxus am stärksten getrieben wird, wo also eine Gruppe reicher Leute an der Spitze der Gesellschaft steht. Im Altertum war es bekanntlich Rom, das hier das Höchste geleistet hat; die kolossalen Mittel, die aus dem bis aufs äußerste ausgebeuteten Weltreiche flossen, dienten der römischen Oligarchie zu einem noch nie dagewesenen Luxus, unter anderem auch in der Speisetafel. War doch die „Gastrosophie“ die einzige Wissenschaft, in der Rom Griechenland und die übrige Antike überflügelte. Im naturalwirtschaftlichen und bäuerischen Mittelalter hält dann die Entwicklung still. Umso rascher geht sie wieder im 17. und 18. Jahrhundert vorwärts, und die Kochkunst erreicht nunmehr in Frankreich ihren höchsten Punkt. Für den Pariser Adel bleibt die Küche der einzige Ort, wo einem Gentilhomme die physische Arbeit erlaubt war, und viel Scharfsinn und Kenntnis dieses geistreichen Zeitalters war für die Verfeinerung der Speisetafel verwendet. „Manger est un besoin, mais savoir manger est un art“ — so formulierte Laroche-foucault den Geist seiner Zeit.

Nicht überall aber geht die Entwicklung in gleicher Weise vor sich: ihre Richtung hängt von lokalen, klimatischen und ähnlichen Ursachen ab, und unter verschiedenen Verhältnissen führt sie zu verschiedenen Resultaten. Dies ist ohne weiteres in bezug auf die Jagd und Fischerei klar; auch die Viehzucht hängt offenbar von diesen Verhältnissen ab; und der Ackerbau konzentriert sich je nach dem Klima auf Roggen, Weizen, Mais oder Reis.

Solange zur Konsumtion nur Produkte verwendet werden

können, die in der unmittelbaren Umgebung erzeugt werden, hat die Volksernährung einen scharf ausgeprägten lokalen Charakter. Erst der Kapitalismus schafft einen Weltmarkt für die landwirtschaftlichen Produkte. Die Entwicklung der Transportmittel verringert einerseits die Frachtkosten und macht den Transport ökonomisch möglich, andererseits steigert sie die Schnelligkeit des Transports und dehnt den Welthandel auf Produkte aus, die einen längeren Transport nicht ertragen können. Zu gleicher Zeit zerstört der Kapitalismus alle Überbleibsel der alten Naturalwirtschaft, wo diese sich noch erhalten hat, und zieht in den Weltverkehr immer neue Produzenten und deren Produkte hinein. Er beseitigt auf diese Weise die lokalen Konsumtypen und gleicht sie in der Richtung zu einem einheitlichen Welttypus immer mehr aus. Von der Mannigfaltigkeit der lokalen Typen mit gleichartiger Konsumtion führt die Entwicklung zum verschiedenartigen Verbrauch innerhalb eines einheitlichen Welttypus.

Indem aber die Entwicklung der Produktivkräfte der Konsumtion neue Gebiete erschließt, den Geschmack verfeinert und immer größere Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung schafft, entspricht diesem Prozeß die Entwicklung der Ernährung nur solange, als keine Klassenbildung stattfindet. In der ursprünglichen Kommune dient jede Erfindung und Entdeckung allen zum Nutzen und die Entwicklung der Produktionsweise verbessert die Lage eines jeden. Anders wird es in einer in Klassen zerlegten Gesellschaft. Die herrschende Gruppe monopolisiert für sich alle Vorteile der gesteigerten Produktivität und schließt im Klassenkampfe die untersten Klassen von allen Errungenschaften im Kampfe mit der Natur aus.

Hier hängt die Ernährungsweise außer von den lokalen und natürlichen Verhältnissen und vom Stande der Produktion noch von der sozialen Stellung des Betreffenden ab. Neben der senkrechten Einteilung in lokale Ernährungstypen entsteht hier noch eine horizontale in soziale Klassentypen. Die weitere Entwicklung dieser letzteren hängt wieder von der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung ab.

„Die unzweifelhaft vorhandene Tendenz, sagt M. Weber, zur Beseitigung der historisch gegebenen lokalen Konsumtypen stellt eine Tendenz dar zur Uniformierung des Konsums überhaupt

in dem Sinne, daß die Art desselben schlechthin Funktion der Klassenzugehörigkeit und Einkommenshöhe wird<sup>1)</sup>).

Der Lokaltypus und der Sozialtypus können auch zu gleicher Zeit bestehen, indem innerhalb des Lokaltypus verschiedene soziale Konsumtypen sich ausbilden. Während das Dahinschwinden der Lokaltypen die Folge einer Entwicklung der Weltwirtschaft ist, entstehen die Sozialtypen überall mit der Klassenschichtung. Erst in der letzten Zeit wirken die beiden Tendenzen zusammen.

Die Sozialtypen in der Ernährung sind so alt wie die Klassen selber. Man braucht sich nur die Ernährungsverhältnisse irgendeiner solchen Epoche zu vergegenwärtigen.

„Eine Revolutionierung der Nahrung des Bauern vollzog sich vom 15. Jahrhundert an. Noch im 14. Jahrhundert lieferten Wald, Weide, Wasser und Geflügelhof reichliche Fleischnahrung. Fleisch war damals die gewöhnliche tägliche Speise des gemeinen Mannes in ganz Deutschland. Zwei bis drei Fleischspeisen für Tagelöhner im Tage waren nichts Ungewöhnliches.

„Wie verbreitet der Fleischkonsum in jener Zeit war, zeigt uns eine Berechnung Klödens, der zufolge in Frankfurt an der Oder im Jahre 1308 der Fleischkonsum mindestens 250 Pfund pro Kopf der Bevölkerung betrug, während heute der Fleischverbrauch Berlins pro Kopf zwischen 130—150 Pfund schwankt. In Breslau betrug er 1880—1889 gar nur 86 Pfund.

„Im 16. Jahrhundert fiel die Entscheidung gegen die Bauern. Der Wald und das Wasser wurden ihnen verschlossen, das Wild, statt dem Bauern Nahrung zu geben, verwüstete seine Nahrung. Die Weide wird eingeschränkt, was der Bauer noch an Vieh und Geflügel aufzieht, muß er, abgesehen vom Zugvieh, in die Stadt verkaufen, um das nötige Geld aufzutreiben. Der Tisch des deutschen Bauern wird nun rasch arm, dieser selbst ein Vegetarier, gleich dem Hindu.

„Schon 1550 jammerte der Schwabe Heinrich Müller: „Noch bei Gedenken meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man bei den Bauern ganz anders gegessen als jetzt. Da waren jeden Tag Fleisch und Speisen im Überfluß, und auf Kirmessen und anderen Gastereien, da bersteten die Tische von alledem, was

<sup>1)</sup> Max Weber: Vorbemerkung zu Abelsdorffs „Beiträgen zur Sozialstatistik der deutschen Buchdrucker“, 1900, S. IX.

sie tragen sollten; da soff man Wein, als wäre es Wasser, da fraß man in sich und nahm mit sich, was man wollte, denn da war Wachstum und Überfluß. Das ist jetzt anders geworden. Es ist eine gar kostspielige und schlechte Zeit geworden seit vielen Jahren, und ist die Nahrung der besten Bauern fast viel schlechter, als von ehemals die der Tagelöhner und Knechte war.“

„... Wir haben gesehen, wie der Bauer im 16. Jahrhundert ein Vegetarier wurde, im 17. und 18. Jahrhundert hörte er in manchen Gegenden überhaupt auf, sich satt zu essen. Bekannt ist die Beschreibung, die hundert Jahre vor der großen Revolution La Bruyère vom französischen Bauern gab: „Es gibt eine Art menschencheurer Tiere, Männchen und Weibchen, schwarz, hager und sonnverbrannt; sie finden sich auf dem Lande und sind an den Boden gekettet, den sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und umgraben. Sie haben etwas wie eine artikulierte Stimme und zeigen, wenn sie sich aufrichten, ein menschliches Gesicht. In der Tat, es sind Menschen, die sich des Nachts in Höhlen zurückziehen, wo sie von Schwarzbrot, Wurzeln und Wasser leben“. In manchen Dörfern lebten die Bauern nur von Gras und Feldkräutern. Massillon, Bischof von Clermond-Ferrand, schrieb 1740 an Fleury: „Unser Landvolk lebt in furchtbarem Elend ... Die meisten entbehren das halbe Jahr hindurch sogar das Gersten- und Haferbrot, das sonst ihre einzige Nahrung bildet.“

„Geradezu entsetzlich wurden die Zustände in Mißjahren, und angesichts der zunehmenden Unfruchtbarkeit des Bodens nahmen diese immer mehr zu. Von 1698 bis 1715 verringerte sich die Bevölkerung Frankreichs infolge der sich häufenden Notstände von 19 auf 16 Millionen“<sup>1)</sup>.

Diese Schilderung bezieht sich auf das 16.—18. Jahrhundert. „Das finstere Mittelalter“ war längst überwunden; die Entwicklung hielt nicht still, die Industrie entfaltete sich rapid und energisch, Erfindungen und Entdeckungen folgten rasch aufeinander. Dieser Fortschritt führte aber nur zu einem verfeinerten Luxus der oberen Klassen, und die Volksmassen sanken immer tiefer in das Elend. Die Kartoffel, die im 16. Jahrhundert nach Europa eingeführt wurde, erlangt im letzten Viertel des 17. Jahr

---

<sup>1)</sup> K. Kautzky: Die Agrarfrage, Stuttgart 1902, S. 24—25.

hunderts eine besonders große Bedeutung. Diese schlechteste Volksnahrungsart hätte auch ohne die einflußreiche Protektion der preußischen Herrscher die hauptsächlichste werden müssen; durch sie aber wurde sie es noch rascher.

Hunger und Elend der Bauern waren die ersten Folgen der Entwicklung der Geldwirtschaft. Darauf beschränkte sich aber ihre Wirkung nicht: war es dem Bauern auch in den neuen Verhältnissen noch möglich, seine Wirtschaft nach alter Sitte weiterzuführen, und mußte er nur Steuern und dgl. in Geldform zahlen, so wälzt der Kapitalismus später den ganzen Charakter seiner Wirtschaft um. Er zerstört vollständig ihre naturale Grundlage, und aus einem Universalproduzenten macht er den Bauern zu einem reinen Landwirt, indem er ihm durch die Industrie alle übrigen Produktionszweige nimmt. Und andererseits, je rascher die Städteentwicklung vor sich geht, desto größer ist der Teil seiner Produkte, die sie verschlingt, desto stärker die Fäden, die den Bauern an den städtischen Markt binden. Diese Tendenz dauert noch im 19. und 20. Jahrhundert fort und übt auf die Lebensverhältnisse der Bauern den stärksten Einfluß aus.

„Die moderne Entwicklung der Volks- und Weltwirtschaft droht auch die Ernährung der ländlichen Bevölkerung in einer Weise zu verschlechtern, die die ernsteste Beachtung der sozialen Hygiene verdient. Die Ausbreitung der Industrie, das Wachsen der Städte, die Entwicklung der Geldwirtschaft und die Vervollkommnung der Verkehrsmittel haben auch jenen ländlichen Produkten, die früher zu nichts anderem als zum eigenen Verbrauch verwendet werden konnten, einen Marktwert verliehen. Ihr Konsum wird im eigenen Hause auf das notwendigste beschränkt, weil sie an den Zwischenhändler verkauft werden können. In Ermangelung eines besseren Ausdruckes möchte ich diesen Prozeß als eine „Merkantilisierung“ der Nahrungsmittel bezeichnen. Wie verhängnisvoll diese Merkantilisierung auf die Volksernährung mancher Gegenden gewirkt hat, schildert besonders anschaulich der eidgenössische Gewerbeinspektor und Arzt Schuler an dem Beispiele der Schweiz.

„Früher wurden in der Schweiz, wo die Molkereiprodukte im Vordergrund der landwirtschaftlichen Produktion stehen, große Quantitäten von Milch, Käse und Butter verzehrt. Die



Bevölkerung aß also eine zwar monotone, aber im Verein mit dem groben Schwarzbrot überreichliche und in bezug auf das Verhältnis von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten durchaus zweckmäßig zusammengesetzte Kost. Jetzt wird die Milch ganz allgemein von den Bauern in die mit aller technischen Vollkommenheit des Großbetriebs eingerichteten Molkereien eingeliefert; die Produkte der Molkereien gehen größtenteils als Schweizerkäse oder als Schweizerbutter in die Städte und in das Ausland. Für die einheimische Bevölkerung bleiben in erheblicher Menge nur die minderwertigen Produkte, Magermilch und Magerkäse, zurück. Zwar besitzen diese einen nicht unerheblichen Nährwert, sind aber wenig schmackhaft und fettarm. Erfahrungsgemäß werden sie nicht in großen Quantitäten genossen, ohne Widerwillen zu erregen. Die Ernährung der schweizerischen Landbevölkerung würde noch schlechter sein, wenn nicht in vielen Kantonen die Molkereien verpflichtet wären, Milch en detail zu bestimmten Preisen abzugeben. Aber die Milch muß dort immerhin erst gekauft werden, und es fällt ins Gewicht, ob ein Familienmitglied täglich ein oder zwei Liter Milch trinkt, was in früheren Jahren, als Milch und Molkereiprodukte noch keinen so hohen Marktwert hatten, von geringer Bedeutung war.

„Was hier von der Schweiz berichtet wird, finden wir in vielen Gegenden Deutschlands ebenfalls. Durch die Entstehung ausgedehnter Industrien innerhalb der ländlichen Bevölkerung und das enorme Wachstum der Städte wurde die Merkantilisierung auch der minderwertigen ländlichen Produkte angebahnt. Auch dadurch werden die ländlichen Konsumtypen untergraben, daß auf ausgedehnten Flächen des besten Ackers Produkte gezogen werden, die hauptsächlich für den Export bestimmt sind . . . . Am bedenklichsten wird jedoch die moderne Entwicklung mit ihrer ausschließlichen Produktion für den Markt, wenn sie zu gewerblichen Zwecken Nahrungsmittel verwüstet“<sup>1)</sup>. „Die moderne Entwicklung der Landwirtschaft beginnt neuerdings zu einer drohenden Gefahr auch bei sonst befriedigenden Zuständen zu werden“<sup>2)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Grotjahn o. c., S. 66, 67.

<sup>2)</sup> Rubner, Volksernährungsfragen, S. 85.

Der Kapitalismus schafft, wie wir sahen, immer neue Möglichkeiten, die Nahrung verschiedenartiger zu gestalten und die Bedürfnisse des Organismus immer besser zu befriedigen. Um dieses Ziel aber zu erreichen, vereinfacht er die Ernährung der Volksmassen und bringt den Bauern um sein Brot und seine Milch.

Was die Nahrungsverhältnisse der Städte betrifft, so ist die Meinung sehr verbreitet, daß hier eine wesentliche Besserung in den Ernährungsverhältnissen der Volksmassen im 19. Jahrhundert stattgefunden hat. Diese Annahme stützt sich auf den wachsenden Fleischkonsum. Für die erste Hälfte des Jahrhunderts aber kann von einem Wachsen kaum die Rede sein; der Fleischverbrauch war hier großen Schwankungen unterworfen, im allgemeinen aber hat er sich eher verringert als vergrößert. In den letzten Jahrzehnten schwankt der Fleischverbrauch mit dem Wechsel der industriellen Phasen, und seine Steigerung ist so gering, daß eine wesentliche Verbesserung gar nicht eintreten konnte. Außerdem wird diese Steigerung wahrscheinlich „von den in den Städten numerisch stark vertretenen höheren und mittleren Bevölkerungsschichten absorbiert . . . . Als bewiesen kann daher eine wesentliche Verbesserung der Nahrung der unteren Bevölkerungsschichten nicht gelten. Sie ist häufig weiter nichts als eine Umwandlung zureichender derber, Lokalcharakter tragender Landkost in eine Ernährung, die qualitativ die der wohlhabenden Klassen nachahmt, aber sie quantitativ doch nicht erreicht“<sup>1)</sup>.

Man darf sich deshalb auf die Durchschnittszahlen nicht beschränken, sondern muß die Ernährungsverhältnisse der einzelnen Volksschichten analysieren. Trotz der großen Schwierigkeiten, die diese Arbeit bietet, ist sie nicht unmöglich. So hat Grotjahn folgende drei<sup>2)</sup> Konsumtypen gefunden:

1. Die frei gewählte Kost der Wohlhabenden. Bei der Untersuchung der Ernährungsverhältnisse der Angehörigen dieser Klasse konnte Grotjahn keine Zahlen ermitteln über den Fleischkonsum von reichen deutschen oder englischen Familien. Er

<sup>1)</sup> Ich lasse beiseite „die Kost der Klassen mit ausgeprägt lokalem Charakter“.

<sup>2)</sup> Grotjahn o. c., S. 34. Zu demselben Ergebnis kommt auch P. Mombert für die letzten Jahrzehnte („Nahrungswesen“ in Weyls Handbuch d. Hyg., Bd. X, S. 131, 133).

mußte sich daher auf Angaben über Familien beschränken, „die zwar sämtlich den besseren Kreisen angehören, aber doch nicht so wohlhabend sind, daß sie sich im Fleischkonsum gar keinen Zwang aufzulegen brauchen“<sup>1)</sup>. Dieser Umstand ist sehr zu beachten, da man die Ernährung solcher Familien nicht als vollständig rationell („ideal“, wie Grotjahn sich ausdrückt) betrachten kann. Sie verbrauchen weniger Fleisch, als es der Fall sein müßte, und daher mehr andere Produkte. Im Durchschnitt verbraucht ein Erwachsener 175 kg Brot, 175 kg Kartoffeln, 25 kg Zucker, 25 kg Fett (Butter) und 100 kg Fleisch.

2. Die Kost der städtischen Handwerker, Unterbeamten und gut gestellten Arbeiter. Sie unterscheidet sich von der Kost der ersten Gruppe einmal dadurch, daß der Fleischkonsum nur ausnahmsweise die Höhe des Konsums bei gut gestellten Familien erreicht, und dann durch die (aus den Haushaltsrechnungen nicht ersichtliche) Zubereitungsweise.

3. Die Kost der Industriearbeiter. Der Fleischverbrauch erreicht für sie niemals die Norm von 100 kg; meistens steht er sogar unter 50 kg, nicht selten auf 20, 15, ja auf 5 kg. Der Mangel an Fleisch wird durch große Mengen Brot und Kartoffeln ersetzt. Der Brotverbrauch steigt daher häufig bis 250 und 300 kg, und der Verbrauch von Kartoffeln auf 450—550 kg. Auf Grund eines reichen deutschen und belgischen Materials kommt Grotjahn zu dem Schlusse, daß „die auf reinen Geldlohn angewiesenen großstädtischen und industriellen Arbeiter meistens keinen genügenden Fleisch- und Fettverbrauch erreichen“<sup>2)</sup>, und daß „eine Unterernährung unter den Arbeitern auch dort besteht, wo von eigentlichem Pauperismus nicht gesprochen werden kann“<sup>3)</sup>.

Der Zusammenhang zwischen der Höhe des Einkommens und dem Nahrungsmittelverbrauch wird durch die folgende Tabelle gut illustriert<sup>4)</sup>:

---

<sup>1)</sup> Überhaupt ist der Verbrauch des Fleisches, dieses notwendigen und kostspieligen Konsumartikels, der beste Maßstab der allgemeinen Lebensverhältnisse, weil er von den Einkommensverschiedenheiten am fühlbarsten beeinflußt wird.

<sup>2)</sup> o. c., S. 63.

<sup>3)</sup> Grotjahn, S. 71.

<sup>4)</sup> F. Hirschfeld, Verbrauch wichtigster Nahrungsmittel und die verschiedenen sozialen Verhältnisse in Deutschland. „Soziale Medizin“ 1903, S. 15.

Zahl der Beobacht.	Bei einem jährl. Einkommen eines Erwachsenen von	Der tägliche Verbrauch von Getreide, Kartoffeln, Fleisch und Wurst		
I. 12	100—150	641 g	598 g	19,5 g
II. 13	150—200	706 g	749 g	15,1 g
III. 14	200—300	711 g	575 g	43 g
IV. 15	300—400	636 g	664 g	80 g
V. 11	400—500	637 g	594 g	101 g

Die Tabelle beweist, daß der Fleischverbrauch mit dem Einkommen steigt; aber auch in der höchsten Gruppe (Familieneinkommen 1500—2000 M.) steht er immer noch sehr tief.

Lichtenfelt<sup>1)</sup> hat eine detaillierte Untersuchung über die Ernährungsverhältnisse der deutschen Arbeiter auf Grund seiner eigenen Enquête und anderen Materials durchgeführt. Seine Enquête brachte folgendes Resultat.

Bei dem durchschnittlichen Nahrungsaufwand eines erwachsenen Mannes im Tage enthielt seine Nahrung folgende Nährstoffquanten:

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
105,4 Pf.	89,2 g	113,9 g	618,8 g
99,5 Pf.	78,1 g	114,3 g	456,5 g
76,0 Pf.	65,9 g	97,0 g	494,9 g
64,3 Pf.	63,4 g	78,7 g	462,8 g
54,0 Pf.	66,6 g	84,3 g	415,6 g
41,5 Pf.	61,3 g	64,2 g	551,6 g

Die zwei höchsten Gruppen gehören vorwiegend dem Bergbau und der Stein- und Erdindustrie an. Bei der anstrengenden Arbeit in diesen Berufen brauchen die Arbeiter eine viel reichhaltigere Kost, und daher steht ihre Ernährung in Wirklichkeit relativ nicht so hoch, wie es aus den Zahlen hervorzugehen scheint. Im Durchschnitt verbrauchen die Arbeiter<sup>2)</sup>:

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
im Bergbau . . . . .	98,9	109,0	559,4
„ Stein- u. Erdindustrie .	94,3	119,3	533,3
„ Maschinenindustrie . . .	80,3	104,3	404,8

<sup>1)</sup> Lichtenfelt, Über die Ernährung und deren Kosten bei deutschen Arbeitern. Basler volkswirtschaftliche Abhandlung. Nr. 2, Stuttgart 1911, S. 38—39.

<sup>2)</sup> S. 32.

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
im Chemische Industrie (ohne Bayern) . . . . .	76,3	79,1	332,7
„ Textilindustrie . . . . .	72,0	90,6	447,6
„ Nahrungs- und Genußmittelindustrie . . . . .	72,2	70,8	474,3

Die beiden Tabellen weisen sehr schlechte Ernährungsverhältnisse auf, insbesondere in bezug auf Eiweiß. Sogar die höchste Gruppe erhält bei einem Nahrungsaufwand von 1,05 M. pro Tag nur 89 g Eiweiß, und man braucht nicht zu wiederholen, daß sich bei weitem nicht alle Arbeiter eine solche Ausgabengröße erlauben können; aber auch dann würde die Eiweißmenge tief unter der Norm (120 g bei mittlerer und 150 g bei anstrengender Arbeit) stehen.

Noch charakteristischer sind die Schlüsse, zu denen die Bearbeitung des amtlichen Materials führt. Lichtenfeld hat in seiner Enquête mit der Verpflegung in Menagen zu tun gehabt. In der amtlichen Statistik dagegen sind die Zahlen dem Verbräuche von Arbeiterfamilien mit eigener Wirtschaft entnommen. Bei einem durchschnittlichen Nahrungsaufwande eines erwachsenen Mannes erhielt er<sup>1)</sup>:

Pf.	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
0,48	44,7	61,5	313
0,57	56,6	75,1	413
0,63	59,6	72,3	489
0,68	69,0	79,0	527
0,73	71,4	93,0	498
0,77	74,7	96,0	506
0,83	82,4	100	525
0,87	85,6	105	550
0,92	87,8	107	563
0,98	93,8	103	520

Also bei einem Nahrungsaufwande von 1 Mark macht sich immer noch ein großer Mangel an Eiweiß fühlbar. Die Mehrzahl der Familien aber, die eine solche Summe für die Nahrung ausgeben können, haben ein Einkommen von 1500—2000 M.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> S. 54.

<sup>2)</sup> S. 66.

Lichtenfelt hat daher vollständig recht, wenn er zu dem Schlusse gelangt, daß die Ernährungsverhältnisse der großen Mehrzahl der Arbeiter ganz unbefriedigend sind.

Mombert untersuchte die Ernährungsverhältnisse von Arbeiterfamilien auf Grund der publizierten Arbeiterbudgets. Aus den Einkommengrößen der betreffenden Familien ist ersichtlich, daß hier keinesfalls von der untersten Schicht die Rede ist; meistens sind es qualifizierte Arbeiter. Trotzdem aber ist ihre Ernährung ganz ungenügend<sup>1)</sup>:

	Jahres-Einkommen		Aufnahme einer erwachsenen Person an		
	einer erwachs. Pers.	der ganzen Familie	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
Pforzheimer Bijouteriearbeiter	525	2031	111	82	375
Bad. Zigarrenarbeiter . . . .	344	1204	97	61	419
Mannheimer Fabrikarb.					
a) i. d. Stadt wohnende . .	493	1795	103	77	374
b) auf d. Lande „ . . .	358	1435	98	61	398

„Es ergibt sich, meint Mombert, daß eine große Anzahl von Arbeiterfamilien, auch relativ gut gestellte, das erforderliche Kostmaß nicht erreichen“.

Mombert versucht ferner festzustellen, welcher Teil der Bevölkerung in einem Zustande dauernder Unterernährung lebt. Er nimmt an, daß man bei einem Nahrungsaufwande von 62 Pf. pro Tag die notwendigen Substanzen erhalten kann, daß also bei einem Aufwande von weniger als 62 Pf. die Folgen einer Unterernährung eintreten. Wenn die Nahrungsaufwände durchschnittlich 60 % der Gesamtausgaben bilden, so ist eine richtige Ernährung bei einem Familieneinkommen von weniger als 1300 bis 1400 M. unmöglich. Alle Tatsachen sprechen aber dafür, daß diese Sätze zu tief gegriffen sind. Lichtenfelts Angaben, welche auf einem sehr reichen Tatsachenmaterial basieren, beweisen, daß bei einem Aufwande von 60–70 Pf. pro Tag die Nahrung noch sehr ungenügend bleibt. Auch die Annahme,

<sup>1)</sup> Mombert, o. c. S. 104–106. Die Angaben über die Mengen von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten sind meistens viel größer, als es den Tatsachen entspricht (s. Lichtenfelt, Anleitung zur Begutachtung des Nährwertes der Kost, Bonn 1903). Die wirklichen Ernährungsverhältnisse sind also noch schlimmer.

daß 60 % der Gesamtausgaben auf die Nahrung verwendet werden, ist für unsere Zeit kaum zutreffend. Es ist daher zweifellos, daß eine Arbeiterfamilie mit einem Einkommen von 1400 M. noch nicht imstande ist, sich gut zu nähren. Und trotz dieser großen, ja vielleicht sogar zu großen Vorsicht, kommt Mombert zu dem Schlusse (auf Grund der preußischen Einkommenstatistik), daß die Zahl derjenigen, deren Einkommen zu einer ausreichenden Nahrung nicht genügt, ein Drittel bis eine Hälfte der Bevölkerung ausmacht<sup>1)</sup>. In Wirklichkeit ist dieser Teil wahrscheinlich viel größer. Jedenfalls steht es fest, daß „das heutige durchschnittliche Arbeitereinkommen nicht genügt, um neben den anderen großen Ausgaben des Lebens bei den heutigen Lebensmittelpreisen<sup>2)</sup> eine gute Ernährung zu beschaffen. Das gilt nicht nur von der überwiegenden Mehrzahl der Lohnarbeiterschaft, sondern in demselben Grade von Tausenden von Kaufleuten, Handwerkermeistern, kleinen Beamten und Bauern“<sup>3)</sup>.

Schließlich ist ohne weiteres klar, daß zwischen den Nahrungsverhältnissen und der allgemeinen Lebens- und Arbeitsfähigkeit ein enger Zusammenhang besteht. Er drückt sich darin aus, daß der schlechteren Ernährung größere Sterbe- und Krankheits-

	% des Fleischverbrauches in der Nahrung	Eiweißverbrauch		Auf je 1000 beobachtete Personen							
				Männer				Frauen			
				Krankheitsfälle		Krankheitstage		Krankheitsfälle		Krankheitstage	
animal.	pflanzl.	25-34 Jahre	35-54 Jahre	25-34 Jahre	35-54 Jahre	25-34 Jahre	35-54 Jahre	25-34 Jahre	35-54 Jahre		
Industrie der Nahrungsmittel	12,2	49,23 G (= 100)	31,7 G	354	447	6 684	10 456	558	538	14 016	13 916
Textilindustrie	12,6	42,84 (= 87)	36,3	393	422	7 539	9 607	678	672	16 759	18 244
Industrie der Steine u. Erden:											
a) Zement und Kalk . . . .	10,23	29,85 (= 60,6)	31,3	569	685	9 981	14 807	—	—	—	—
b) Steinarbeiten				495	603	12 168	19 363	—	—	—	—
c) Glas u. Porzellan . . . .				359	461	7 381	11 615	—	—	—	—

<sup>1)</sup> S. 111—113.

<sup>2)</sup> Der Artikel ist im Jahre 1904 geschrieben. Seitdem sind die Lebensmittelpreise bekanntlich noch bedeutend gestiegen.

<sup>3)</sup> S. 123.

ziffern entsprechen und umgekehrt. Bauer hat z. B. folgende Tabelle zusammengestellt<sup>1)</sup>.

„Aus dieser Tabelle geht folgendes hervor: Sinkt der Verbrauch an animalischem Eiweiß von einer zur anderen dieser Industrien wie 100 : 87 : 60,6, so steigt die Zahl der Krankheitstage bei Männern von 25—34 Jahren umgekehrt etwa wie 100:113:147, bei Frauen schon in den erstgenannten Industrien (Nahrungsmittel- und Textilindustrie) wie 100 : 125 und 100 : 130, ihren niedrigen Löhnen ganz entsprechend. Wir gelangen somit auf Grund der Berechnung von 2958 Nahrungsbildern und einer Krankheitsstatistik, die 56 234 (davon 13 907 weibliche) Personen umfaßt, zu dem Ergebnis: Das Ausmaß des animalischen Eiweißes, das sich die Arbeiter durch die Kaufkraft ihres Lohneinkommens in einer Industrie verschaffen können, steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer relativen Krankheitsdauer. Je weniger tierisches Eiweiß, desto stärker ihre Krankheitswahrscheinlichkeit“.

Und für die Sterblichkeitsverhältnisse bringt Lichtenfelt folgende Zahlen<sup>2)</sup>:

	Verbrauch an animal. Eiweiß verdaulich für den Mann und Tag	Sterblichkeit auf je 1000 Lebende
Chemische Industrie . . . . .	54 g	6,53
Steine und Erden . . . . .	51	8,63
Maschinen und Metallverarb. . . . .	47	9,87
Bergbau . . . . .	46	8,68
Textilindustrie . . . . .	34	13,66
Nahrungs- u. Genußmittelind. . . . .	31	11,33

Obwohl es sich in den beiden Tabellen um ganz beträchtliche animalische Eiweißmengen handelt, tritt der enge Zusammenhang zwischen der Nahrungszusammensetzung und den Lebensverhältnissen auch hier klar hervor. Und die Konsumtion von Fleisch (animalischem Eiweiß) ist das genaueste Symptom für die Einkommensverhältnisse.

Von hier aus die Schlußfolge in der Frage des Existenzminimums. Einerseits entspricht jeder Einkommenstufe ein bestimmter Ernährungstypus, und jedem Ernährungstypus entspricht andererseits ein bestimmter Existenztypus. Folglich

<sup>1)</sup> Basler volkswirtschaftliche Arbeiten, Nr. 2, S. XIX.

<sup>2)</sup> Lichtenfelt, Volksernährung und Teuerung, Stuttgart 1912, S. 38.



ist es unmöglich, ein abstraktes Minimum der Kostaufwände zu finden. Es besteht hier eine Stufenreihe, wo jeder einzelnen Einkommensstufe eine bestimmte „Existenz“ entspricht.

Die zahlreichen Versuche, das Minimum dessen zu bestimmen, was man für die Ernährung notwendig ausgeben muß, sind nicht vom theoretischen, sondern vom praktischen Gesichtspunkt aus geleitet: man will damit nur eine Anweisung für die Zusammenstellung von Speisezetteln für verschiedene Einkommensklassen geben. Daher finden wir hier alle möglichen Ausgaben-Größen von 30 Pf. pro Tag an<sup>1)</sup>. Aber der Vergleich dieser Speisezettel mit der Ernährung, wie sie in der Wirklichkeit ist, kann zu interessanten Resultaten führen. Bei folgenden Nahrungsaufwänden erhielt eine Person Eiweiß:

Ausgabe: . . . . .	40—50 Pf.	57 Pf.	60 Pf.	73 Pf.	80 Pf.
Nach Meinert <sup>2)</sup> . . . . .	105 g	106		128	
„ König <sup>3)</sup> . . . . .		119,6	105,5		115,3
„ Kalle <sup>4)</sup> . . . . .					
„ d. Gesundheitsbüchlein <sup>5)</sup> . . . . .		135,1			
„ d. Erhebungen Lichtenfels u. a. <sup>6)</sup> . . . . .	44,7 bis 61,3	56,6	59,6 bis 60,5	71,4 bis 65,9 (Ausg. = 76)	82,4 (Ausg. = 83)

Die Rezepte von Meinert, Kalle u. a. sind im wirklichen Leben unausführbar. Die Ursache dafür liegt natürlich nicht darin, daß die Hausfrauen diese Bücher nicht lesen; denn wären die Rezepte wirklich verwendbar, so müßten sie irgendwie in die Arbeiterküchen eindringen können. Sie haben aber alle einen Fehler: indem sie nämlich die notwendigen Eiweißquanten zu erreichen suchen, lassen sie die Kompliziertheit der Bedürfnisse und die Mannigfaltigkeit der Anforderungen, die an die Ernährung

<sup>1)</sup> Aber auch diese Zahl ist willkürlich. Wenn alle diese Rezepte mit 30 Pf. (meistens mit noch höheren Ausgabengrößen) beginnen, so ist es nur deshalb der Fall, weil bei geringeren Aufwänden die Nahrung sich ganz gleichartig gestalten wird, und ihre Zusammenstellung keine Schwierigkeiten bietet: Brot und Kartoffeln, Kartoffeln und Brot.

<sup>2)</sup> Wie nährt man sich gut und billig? Berlin 1882, S. 53, 63, 73.

<sup>3)</sup> Chemie der Nahrungsmittel. Berlin 1889, S. 1094—1097.

<sup>4)</sup> Wie nährt man sich gut und billig? Leipzig 1891, S. 20.

<sup>5)</sup> Herausgegeben vom Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin 1904, S. 64.

<sup>6)</sup> S. Lichtenfels, Ernährung deutscher Arbeiter, S. 38, 58.

gestellt werden, außer acht<sup>1)</sup>. Es ist dann eine ganz leichte Arbeit, billige Nahrungsmittel zu finden, eine Tabelle zusammenzustellen, die Zahlen zu addieren, — und es ist erreicht: man nährt sich gut und billig!<sup>2)</sup>

Es gibt also keine absoluten Minimalsätze in der Ernährung. Erstens hängen die Quanten von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten, mit denen der Mensch „am Leben erhalten werden kann“, von den Speisen ab, mit denen sie aufgenommen werden, und zweitens dürfen diese Sätze für die Aufstellung von Kostsätzen und für die Beurteilung der wirklichen Nahrungsverhältnisse keine Anwendung finden. Ferner ist es für den Menschen — für seine Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft gegen Krankheiten — nicht gleichgültig, mit welchen Speisen die bestimmten Mengen von Eiweiß usw. aufgenommen werden. Die Existenz wächst mit dem Wachsen der Nahrungsaufwände. Daher gibt es in bezug auf die Nahrung kein ökonomisch Existenzminimum, keine feste Ausgabengröße, welche die „Existenz“ sichern sollte. Der einzige Anhaltspunkt in dieser Hinsicht sind die Kosten der „rationellen Nahrung“ oder die Höhe des „idealen Kossatzes“. Dieser hängt von der erlangten Stufe der Produktionsentwicklung ab und verändert sich mit dieser; in jedem historischen Augenblick ist er aber eine mehr oder weniger feste Größe und kommt der „frei gewählten Kost der Wohlhabenden“ nahe<sup>3)</sup>. Bei allen Einkommen, die unter diesem Punkt stehen, kann die Zusammensetzung der Kost nicht allen Bedürfnissen gerecht werden, und es liegt also die Unterernährung vor. Der Abstufung der Einkommen läuft hier auch die sinkende Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft des Körpers parallel.

<sup>1)</sup> Es sei nur ein Beispiel erwähnt. In allen Zusammenstellungen kommen immer 100–200 g Hülsenfrüchte auf den Mann vor. Lichtenfeld hat aber gefunden, daß der tägliche Konsum an Hülsenfrüchten nur zu 2,5 % des Gesamtgewichts der Nahrung anzunehmen ist; für 2000 g wäre dies also 50 g (Volksernährung und Teuerung S. 28). Zieht man aber in allen Rezepten die billigen Hülsenfrüchte ab, so wird die Kost sofort viel eiweißreicher.

<sup>2)</sup> Daher sind alle Rechnungen über die Volksernährung, die zu beweisen suchen, daß man sich bei 60–70 Pf. ausreichend ernähren kann, nicht zutreffend.

<sup>3)</sup> Heutzutage entspricht ihm wahrscheinlich die Einkommensgröße von mindestens 6000–10 000 M. S. Hirschfeld, Soziale Medizin 1903, S. 72.

### 3. Die Wohnung.

In der Wohnungsfrage gibt es noch weniger Anhaltspunkte für ein Existenzminimum als in der Ernährung. Die Hygiene stellt zwar auch auf diesem Gebiete bestimmte Forderungen auf; sie werden aber nur ganz selten erfüllt, und es ist ein Ding der Unmöglichkeit, ein absolutes Minimum der Wohnungsverhältnisse aufzustellen. Menschen wohnen jahrelang, manchmal das ganze Leben in Kellern und Dachstuben, kalten und feuchten Wohnungen, wohin das Sonnenlicht niemals dringt. Welches Minimum ist hier überhaupt möglich?

Zwar hat man eine bestimmte Anzahl Kubikmeter Luft festgesetzt. Aber auch diese Forderung ist kein Minimum. Wir wissen wohl, daß ganze Menschenmassen in Verhältnissen leben, die diesem Bedürfnis gar nicht entsprechen. In der Großstadt mit ihren weiten Entfernungen und teuren Wohnungen muß auch an dem „Raume“ gespart werden; ist die eigne Familie zu klein, um die Wohnung bis auf das äußerste auszunutzen, so vermietet man Zimmer und Schlafstellen. Diese Wohndichtigkeit bleibt aber ihrerseits nicht ohne Einfluß auf die Gesundheit und Sterblichkeit der Bevölkerung.

Das Durchschnittsalter der zwischen 50 und 60 Jahren Gestorbenen war in Wohnungen, wo in einem Zimmer wohnten<sup>1)</sup>:

bis 2 Personen . . .	36 Jahre und 5 Monate
von 2—5 „ . . .	33 „ „ 2 „
„ 5—10 „ . . .	31 „ „ 11 „
über 10 „ . . .	30 „ „ 6 „

Ähnliche, aber noch krassere Zahlen hat Liévin für Danzig gefunden. Es kamen da Lebende auf einen Todesfall:

in Häusern bis zu 15 Einwohnern . . .	38,65
von 15,1—18,5 . . . . .	32,10
von 18,51—24 . . . . .	28,61
über 24 . . . . .	27,46 <sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Jos. Korösi, Über den Einfluß der Wohlhabenheit und der Wohnverhältnisse auf Sterblichkeit und Todesursachen, Stuttgart 1895, S. 62.

<sup>2)</sup> Liévin, o. c., S. 381.

Und in Leipzig<sup>1)</sup> war die Kindersterblichkeit in Straßen mit folgender

Durchschnittszahl von Bewohnern auf je ein heizbares Zimmer	im Alter	
	0—1 J.	1—5 J.
0—1 . . . . .	11,11 %	1,39 %
1—1,5 . . . . .	25,10 %	3,23 %
1,5—2 . . . . .	25,89 %	4,14 %
2—2,5 . . . . .	34,49 %	4,59 %
2,5—3 . . . . .	33,06 %	4,36 %
über 3 . . . . .	41,89 %	4,88 %

Es ergibt sich, daß die Sterblichkeit mit der Dichtigkeit der Bewohnung steigt, und daß es in den beiden Reihen keinen Punkt gibt, den man — zum Unterschied von den übrigen — als dem Existenzminimum entsprechend bezeichnen könnte.

Die Wirkung der Wohnverhältnisse kann man auch von einer anderen Seite aus untersuchen. Die besten Wohnungen befinden sich — wenigstens in der Großstadt — in den mittleren Stockwerken. Die oberen Etagen werden von ärmeren Bevölkerungsgruppen bewohnt und sind dementsprechend schlechter eingerichtet; am schlimmsten steht es natürlich mit den Kellerwohnungen. Die Bedeutung dieser Verhältnisse drückt sich in folgenden Zahlen aus. Das Durchschnittsalter der Gestorbenen war in Budapest<sup>2)</sup>:

in Kellerwohnungen . . . . .	39 Jahre 11 Monate
im Erdgeschoß . . . . .	42 „ 3 „
in den I. u. II. Etagen . . . . .	44 „ 2 „
in den III. u. IV. Etagen. . . . .	42 „ 2 „

In Berlin war die Sterblichkeit<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Seutemann, Kindersterblichkeit der sozialen Bevölkerungsgruppen, Tübingen 1894, S. 48.

<sup>2)</sup> Korösi o. c., S. 59. „Es geht aus den Beschreibungen hervor, meint Westergaard, daß viel Elend den schlechten Wohnungen und übrigen hygienischen Übelständen zuzuschreiben ist, deren Wirkung von derjenigen der Armut an sich kaum zu unterscheiden ist“ (Westergaard o. c., S. 472). Aber auch der Einfluß der Wohnungsverhältnisse selber ist doch zweifellos.

<sup>3)</sup> Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin 14. Jahrgang (1886—87), S. 63. Seitdem fehlen in den statistischen Jahrbüchern die betreffenden Angaben.

in Kellerwohnungen . . . . .	21,1 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
im Erdgeschoß . . . . .	20,4 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
in den I. Etagen . . . . .	18,4 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
in den II. „ . . . . .	18,8 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
in den III. „ . . . . .	19,0 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
in den IV. „ . . . . .	21,4 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>

Für die Bedeutung der Wohnungsverhältnisse (und der allgemeinen Wohlhabenheit) sind noch folgende Zahlen charakteristisch:

Die Sterblichkeit war in Berlin im Jahre 1906:  
in den reichen Vierteln<sup>1)</sup>:

Friedrichstadt . . . . .	10,51 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Berlin, Kölln, Dorotheenst., Königsviertel (Süd w.) . . . . .	14,95 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Friedrich- u. Schöneb. Vorstadt . . . . .	14,64 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>

in den Arbeitervierteln:

Gesundbrunnen . . . . .	19,71 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Wedding . . . . .	19,54 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Stralauer Viertel westl. . . . .	18,20 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
„ „ östl. . . . .	16,24 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Durchschnitt für Berlin . . . . .	16,75 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>

Was ist alsdann das Minimum in bezug auf die Wohnung? Liegt es in den Verhältnissen der Friedrichstadt oder im Wedding? In reichen oder armen Vierteln? In dem Wohnungstypus der I. oder IV. Etage oder vielleicht des Kellers? Und überhaupt: Ist es eine Urjägerhöhle oder die moderne Mietskaserne oder die den sanitären Forderungen entsprechende Wohnung am Kurfürstendamm und im Grunewalde?

Um diese Fragen zu beantworten, müßte man wieder das Problem der normalen Sterblichkeit lösen: Ist die Sterblichkeit bei 10 <sup>0</sup>/<sub>100</sub> eine normale, oder bei 30 oder 50? Wie lang ist die normale Lebensdauer: 30, 40 oder 50 Jahre?

---

<sup>1)</sup> Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 31. Jahrgang, 1909, S. 79. „In Straßen mit hohem Steuerertrag wird es auch Arme geben und umgekehrt. Das wird in der Regel kein Hindernis für richtige Schlußfolgerungen bilden, nur werden die gefundenen Differenzen der Sterblichkeit kleiner sein als es der Wirklichkeit entspricht.“

Es gibt zwar eine durchschnittliche, aber keine normale Lebensdauer für die Sozialwissenschaften. Man kann vielleicht das Sterblichkeitsminimum bei den denkbar günstigsten Verhältnissen bestimmen. Zwischen diesem Minimum aber und dem Maximum von 100 % liegt das ganze wirkliche Leben mit seinen verschiedenen Sterbeziffern bei verschiedenen Klassen und in verschiedenen Verhältnissen. Die Lebensdauer und die Sterblichkeit sind für den Menschen zu sozialen Erscheinungen geworden, und ein absolutes natürliches Maß ist hier unmöglich. Dann ist aber auch das Existenzminimum unhaltbar und für die Sozialwissenschaften — unbrauchbar.

#### 4. Die Kindererziehung.

„Ein Mensch muß immer von seiner Arbeit leben, und sein Arbeitslohn muß wenigstens hinreichend sein, um ihm den Unterhalt zu verschaffen. Ja, er muß in den meisten Fällen noch mehr als hinreichend sein; sonst wäre er nicht imstande, eine Familie zu ernähren, und das Geschlecht solcher Arbeiter würde mit der ersten Generation aussterben. Aus diesem Grunde scheint Cantillon anzunehmen, daß die geringste Art gewöhnlicher Arbeiter überall wenigstens doppelt soviel, als zu ihrem Unterhalt nötig ist, verdienen muß, damit jeder instand gesetzt werde, durchschnittlich zwei Kinder zu ernähren; dabei wird angenommen, daß die Arbeit der Frau wegen des unumgänglichen Wartens der Kinder nicht mehr als hinreichend ist, sie selbst zu erhalten. Aber, wie man berechnet hat, stirbt die Hälfte der Geborenen vor dem mannbaren Alter. Deshalb müssen die ärmsten Arbeiter nach dieser Berechnung durchschnittlich wenigstens vier Kinder aufzuziehen suchen, damit zwei davon gleiche Aussicht haben mögen, jenes Alter zu erleben. Aber der notwendige Unterhalt für vier Kinder mag etwa, wie angenommen wird, ungefähr dem eines Mannes gleich sein. Derselbe Autor fügt hinzu, die Arbeit eines kräftigen Sklaven werde an Wert auf das Doppelte seines Unterhaltes angesetzt, und es könne, meint er, die des geringsten Arbeiters nicht weniger wert sein als die eines kräftigen Sklaven. Soviel scheint allerdings gewiß zu sein, daß, um eine Familie zu ernähren, die Arbeit des Mannes und der Frau, selbst in den untersten Klassen gewöhnlicher

Arbeit, etwas mehr einbringen muß, als gerade für den eigenen Unterhalt beider nötig ist<sup>(1)</sup>).

Smith hält also einen Arbeitslohn für „natürlich“, der die Möglichkeit gibt, zwei Kinder zu erziehen, bei dem also die Bevölkerungszahl sich auf der gleichen Höhe erhält. Wie hoch der Arbeitslohn dafür sein muß, das hängt von der durchschnittlichen Sterblichkeit von Arbeiterkindern ab<sup>(2)</sup>). Den theoretischen Ausgangspunkt bildet aber die Erhaltung der vorhandenen Bevölkerungszahl. Auch Ricardo ist der gleichen Ansicht. „Der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, bei dem die Arbeiter, einer wie der andere, existieren und ihr Geschlecht fortpflanzen können, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern“<sup>(3)</sup>).

Diese abstrakte, „natürliche“ Lösung der Frage ist für Smith und Ricardo sehr charakteristisch. Aber Malthus ist damit nicht mehr einverstanden. „Den natürlichen Preis der Arbeit, sagt er, hat Ricardo im V. Kapitel seiner politischen Ökonomie als „den Preis“ bezeichnet, der notwendig ist, damit die Arbeiter alle miteinander bestehen und ihre Klasse fortpflanzen können, ohne daß eine Zunahme oder Abnahme eintritt. Diesen Preis bin ich geneigt einen höchst unnatürlichen zu nennen, weil in einem natürlichen Zustand, ohne daß unnatürliche Hindernisse den Anhäufungsprozeß bedrohen, ein solcher Preis nicht eher dauernd in einem Lande eintreten kann, als bis die Bebauung des heimischen Bodens oder die Fähigkeit zur Einfuhr die äußersten Grenzen erreicht hat . . . . Ich möchte den natürlichen oder notwendigen Preis der Arbeit in irgendeinem Lande als den Preis bezeichnen, der unter den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft notwendig ist, um ein Durch-

---

<sup>1)</sup> A. Smith, Natur und Wesen des Volkswohlstandes, Jena 1908, S. 87, 88.

<sup>2)</sup> Die meisten Gedanken der Malthusschen „Bevölkerungslehre“ lassen sich schon bei Smith finden. Nachdem er den „natürlichen Lohn“ so ausführlich bespricht, meint er 20 Seiten weiter, „daß der an Arbeitsleute und Dienstboten aller Art gezahlte Lohn so beschaffen sein muß, daß er sie instand setzt, das Geschlecht der Arbeitsleute und Dienstboten in dem Maße fortzupflanzen, wie es die wachsende, abnehmende oder stationäre Nachfrage der Gesellschaft gerade verlangt“ (o. c. S. 104).

<sup>3)</sup> D. Ricardo, Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung, (Deutsch. Jena 1905), S. 81, 82.

schnittsangebot von Arbeitskräften zu bewirken, das der tatsächlichen Nachfrage genügt<sup>(1)</sup>).

Malthus hat recht. Für die kapitalistische Produktionsweise ist nicht der unveränderte Zustand normal, sondern das stete Wachsen, nicht die einfache Reproduktion, sondern die Akkumulation. Im Wesen des Kapitalismus liegt eine Tendenz, die die Erweiterung der Produktion zu einer Existenzfrage für seine Vertreter macht und diese dazu mit eiserner Notwendigkeit zwingt. Smiths und Ricardos „unveränderter Zustand“ ist der „unnatürlichste“ Zustand: er tritt in Krisenjahren ein, wo die Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst ihren eifrigsten Verehrern und Verfechtern anormal zu scheinen beginnen. .

In der unveränderten Bevölkerungszahl liegt nichts „Natürliches“; daher ist auch jener „natürliche Lohn“ nicht natürlich, der den Arbeitern die Möglichkeit gibt, „ihr Geschlecht fortzupflanzen, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern“. Es gibt keine mathematischen, abstrakten Anhaltspunkte für die Bestimmung der normalen Kinderzahl. Für die Ermittlung aber eines dem Existenzminimum entsprechenden Lohnes ist eine solche Zahl notwendig.

Eine normale Kindersterblichkeit gibt es ebensowenig wie eine solche für die Erwachsenen. Sie steigt mit dem Sinken des Einkommens und sinkt mit seinem Steigen; sie ist für die Lebensverhältnisse in noch stärkerem Maße fühlbar als die der Gesamtbevölkerung.

In Köln z. B. starben von 100 Geborenen im ersten Lebensjahre:

in den Familien mit einem Einkommen

bis 600 M. . . . .	29
von 600—1500 . . . . .	25
von 1500—3000 M. . . . .	18
über 3000 M. . . . .	15 <sup>2)</sup>

In Erfurt war die Säuglingssterblichkeit: bei den Arbeitern 30,5 %, bei dem Mittelstande 17,3 %, bei den höheren Klassen 8,9 %<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Grundsätze der politischen Ökonomie, (Deutsch. Berlin 1910), S. 303.

<sup>2)</sup> Seutemann, Kindersterblichkeit sozialer Bevölkerungsgruppen, Tübingen 1894, S. 42.

<sup>3)</sup> Oldendorff, Die Säuglingssterblichkeit in ihrer sozialen Bedeutung. Brauns Arch., Bd. I, S. 89.



In Braunschweig starben von 1000 Kindern im ersten Lebensjahre<sup>1)</sup>:

in Familien mit einem jährl. Einkommen von	innere Stadt	äußere Stadt
bis 500 M. . . . .	219	—
500—800 M. . . . .	169	—
über 800 M. . . . .	162	—
bis 5000 M. . . . .	—	192
5000—8000 M. . . . .	—	113
über 8000 M. . . . .	—	131

In Halle starben im ersten Lebensjahre<sup>2)</sup> nach Schumanns Untersuchungen:

1. bei den höheren Ständen . . . . .	10,01 %
2. bei Handwerkern . . . . .	19,98 %
3. bei Subalternbeamten, kleinen Kaufleuten usw. . . . .	23,73 %
4. bei Arbeitern usw. . . . .	20,26 %

Seutemann<sup>3)</sup> gibt noch folgende Zahlen für ganz Preußen an: es starben im ersten Lebensjahre

bei den Almosenempfängern . . . . .	42,15 %
beim Gesinde . . . . .	33,19 %
bei den Tagelöhnern . . . . .	25,12 %
bei den Gehilfen . . . . .	22,84 %
bei Selbständigen . . . . .	21,59 %
bei Privatbeamten . . . . .	21,11 %
bei öffentlichen Beamten . . . . .	20,31 %

Grimschaw hat folgende Zahlen für Kindersterblichkeit bis zum 5. Lebensjahre gefunden<sup>4)</sup>:

Beamte, liber. Professionen, größere Fabrikanten und Kaufleute . . . . .	22 ‰
Angestellte im Handel, Kontoristen usw. . . . .	59 ‰
Handwerker und Kleinhändler, Facharbeiter usw. . . . .	71 ‰
Dienstleute, Kutscher, allgemeine Arbeiter usw. . . . .	110 ‰

<sup>1)</sup> Oldendorff, S. 89.

<sup>2)</sup> Beitrag zur Untersuchung des Einflusses von Lebensstellung und Beruf auf die Normalitätsverhältnisse. Conrads Abhandl., Jena 1877, S. 36.

<sup>3)</sup> o. c., S. 69—70.

<sup>4)</sup> Westergaard, o. c., S. 401.

Korösi schließlich gibt die mittlere Lebensdauer für Budapest<sup>1)</sup> an:

	für Kinder (0—5 J.)		für Erwachsene (über 5 J.)	
Bei den Reichen . . . . .	1 J.	4 M.	52 J.	—
Bei der Mittelklasse . . . . .	1	2 $\frac{1}{3}$	46	1 M.
Bei den Armen . . . . .	1	—	41	7

Überall das gleiche Bild: die Kindersterblichkeit steht im umgekehrten Verhältnis zum Einkommen. Je besser die Wohnung, Nahrung und Pflege, desto größer ist die Anzahl der Kinder, die am Leben erhalten werden können. Die Unterschiede in der Sterblichkeit sind aber nicht auf die untersten Schichten beschränkt, sondern bestehen auch unter den wohlhabenden Klassen und bilden aus diesen verschiedene Gruppen. Die Kindersterblichkeit hat ferner noch deshalb eine große Bedeutung, weil hier der unmittelbare Einfluß der Berufsarbeit auf die Sterblichkeit ausgeschlossen ist. Und die kolossale Sterblichkeit der Arbeiterkinder tritt klar und offen als Folge des niedrigen Arbeitslohnes auf.

Es gibt also keine „natürliche Kindersterblichkeit“, es gibt auch keine „natürliche“ Kinderzahl, und folglich auch keine Basis für das natürliche Existenzminimum als Grundlage des Arbeitslohnes.

## 5. Die Struktur der Arbeiterbudgets.

Außer den Ausgaben für Nahrung, Wohnung, Kleidung und Kindererziehung nehmen noch andere Bedürfnisse im Arbeiterbudget eine größere oder kleinere Stellung ein. In welchem Verhältnis stehen diese zu dem gesamten Lohn? Und welche Bedeutung haben sie für die Frage des Existenzminimums?

Unter die Abteilung der „sonstigen Ausgaben“ gehören in den Haushaltrechnungen die Aufwände für Erhaltung der Reinlichkeit, für soziale und Kulturbedürfnisse, für Genußmittel und dgl. Über diese Dinge ist die Ansicht sehr verbreitet, daß sie nur in beschränktem Maße zum notwendigen Lebensunterhalte gehören und im allgemeinen entbehrlich sind; und wenn sie trotzdem aber existieren, so soll dies ein

<sup>1)</sup> Korösi, o. c., S. 11.

Beweis dafür sein, daß die Arbeiter das Minimum überschritten haben<sup>1)</sup>.

Als Basis dieser Anschauung dient die Klassifikation der Bedürfnisse nach dem Grade ihrer Dringlichkeit. Man nimmt an, die „menschliche Natur“ habe eine bestimmte Skala der Befriedigungsdringlichkeit der Bedürfnisse; an erster Stelle stehen diejenigen, die zur Existenz unentbehrlich sind, dann kommen die Aufwände für Komfort, kulturelle Zwecke, weiter die Luxusausgaben usw. Wagner klassifiziert z. B. die Bedürfnisse folgendermaßen:

1. Bedürfnisse, deren Befriedigung zum Bestehen des Menschen notwendig ist:

- a) der absolute unumgängliche Umfang, in welchem die Befriedigung erfolgen muß: Existenzbedürfnisse ersten Grades;
- b) der von Sitte und Gewohnheit, von der „Lebenshaltung“, vom „Lebensmaßstabe“ des Volkes und der verschiedenen Bevölkerungskreise (Klassen) abhängige Umfang der Bedürfnisbefriedigung: Existenzbedürfnisse zweiten Grades.

2. Bedürfnisse, deren Befriedigung einmal zur Erhöhung des feineren Lebensgenusses materieller wie immaterieller Art (z. B. privater Kunstluxus), sodann zur weiteren Entwicklung des Menschen, insbesondere der geistigen Seite seines Wesens, dient: Kulturbedürfnisse, zu welchen auch die meisten aus dem menschlichen Zusammenleben hervorgehenden Gemeinbedürfnisse gehören<sup>2)</sup>.

Wagner begnügt sich mit diesen drei Klassen, Brentano hält dagegen 10 für notwendig. Er stellt folgende Bedürfnisskala auf:

---

1) Z. B. „Es würde übrigens nicht so leicht sein, heute Tagelöhne nachzuweisen, sei es in was immer für einem Berufszweig, die nicht genügen, das betreffende Individuum, welches den Taglohn erhält, überhaupt lebenskräftig und arbeitsfähig zu erhalten. Ja, man darf wohl mit ziemlicher Verlässlichkeit behaupten, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Lohnarbeiter in Kulturländern ein Einkommen festgestellt werden könnte, welches den zur Erhaltung ihrer Persönlichkeit physiologisch unerläßlichen Aufwand decken und noch einen Restbetrag darüber hinaus enthalten würde.“ (Zwiedeneck-Südenhorst, Lohnpolitik und Lohntheorie, Leipzig 1900, S. 5—6.)

2) Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie, 1892, S. 676.

1. die Bedürfnisse der wahren Lebenshaltung und der Notdurft:

- a) Nahrung,
- b) Kleidung,
- c) Wohnung,
- d) Ruhe und Erholung;

2. die geschlechtlichen Bedürfnisse;

3. das Bedürfnis nach Anerkennung durch andere;

4. die Fürsorge für das Wohlbefinden in der Zeit nach dem Tode;

5. das Bedürfnis nach Erheiterung;

6. die Vorsorge für die Zukunft;

7. das Bedürfnis nach Heilung;

8. das Bedürfnis nach Reinlichkeit;

9. das Bedürfnis nach Bildung in Wissenschaft und Kunst;

10. das Schaffensbedürfnis<sup>1)</sup>.

Natürlich ist auch diese Anzahl von 10 Bedürfnisklassen keinesfalls die Grenze. Innerhalb jeder Gruppe lassen sich noch weitere Abteilungen und Unterabteilungen aufzählen — und so wird die „Theorie der Bedürfnisse“ zu einer unerschöpflichen Quelle von Begriffsbestimmungen, Klassifikationen usw. usw.<sup>2)</sup>

Allein die Theorie der Bedürfnisse gehört gar nicht in die Nationalökonomie. Daß Bedürfnisse die Voraussetzung der

<sup>1)</sup> Brentano, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse. München 1908.

<sup>2)</sup> Siehe z. B. „Die Lehre von den Bedürfnissen“ (Innsbruck 1907,) von „k. k. Regierungsrat Dr. Franz Cuhel“. Er weiß nicht weniger als 29 Klassifikationen der Bedürfnisse aufzuführen, wenigstens 60 Bedürfnisarten zu unterscheiden und eine gewaltige Menge von Definitionen vorzunehmen; im Worte Bedürfnis selbst hat er acht (!) verschiedene Begriffe entdeckt und glaubt sogar darüber sagen zu dürfen: „nach meiner unmaßgeblichen Ansicht dürfte eine solche (theoretische) Bedeutung dem im zweiten Kapitel gelieferten Nachweis zukommen, daß dasjenige, was in der Wirtschaftswissenschaft bisher mit dem Ausdruck „Bedürfnis“ bezeichnet wurde, sich nicht als ein einheitlicher Begriff, sondern als ein Gemengsel von drei einander koordinierten und fünf einander übergeordneten Begriffen darstellt, von welchen eine ganz besondere Beachtung die Begriffe Wohlfahrts-, Verwendungs- und Verfügungsbedürfnis verdienen dürfen“ usw. Es ist höchst zweifelhaft, ob diese Haarspalterei und Begriffsspielerei irgendwelchen „bleibenden Wert“ übrig läßt, mit Ausnahme vielleicht des „Bedürfnisses nach Erholung“ von der furchtbaren Langeweile, die das Buch hervorruft.

Produktion bilden, ist wirklich altbekannt; aber auch Licht und Luft und alle natürlichen Gesetze und Erscheinungen bilden die Basis der Produktion und der menschlichen Existenz. Würde doch alles ganz anders aussehen, wenn die Newtonschen Gesetze andere wären. Oder gehört die gesamte Naturwissenschaft in die Nationalökonomie?

Die klassische Ökonomie hat von den Bedürfnissen wenig gesprochen, obwohl Quesnay, Smith und Ricardo die große Entdeckung der neuesten Zeit zweifellos kannten, daß zur Produktion Bedürfnisse gehören. Und alles, was heutzutage in den national-ökonomischen Arbeiten über Bedürfnisse zusammengeschrieben wird, geht über die Gemeinheiten eines Benthams nicht hinaus. Es enthält kein neues Wort, solange es richtig bleibt, — und wird falsch, sobald es etwas Neues entdeckt.

Für die sozialen Wissenschaften kommt nur die relative Bedeutung der Bedürfnisse in Betracht, d. h. deren geschichtliche Entwicklung. Davon ist aber am wenigsten die Rede. Was dagegen die Bedürfnisbefriedigung und den Genuß betrifft, so gehört das alles in das Gebiet der Psychologie, welche hier wahrhaftig größere Fortschritte gemacht hat, als die Nationalökonomie. Solange man den abstrakten Menschen untersucht, gehört er in die Naturwissenschaft; die Soziologie und die Nationalökonomie hat nur mit dem geschichtlichen, in Entwicklung begriffenen, konkreten Menschen bestimmter Epochen zu tun.

Allein die Frage, wohin die Bedürfnisse gehören, ist nicht ein inhaltsloser „Gebietsstreit“. Es ist kein Zufall, daß die allerneuesten Lehrbücher, Grundrisse usw. mit der Theorie der Bedürfnisse beginnen. Man will der Nationalökonomie ein naturwissenschaftliches Gepräge geben; die ökonomischen Erscheinungen müssen etwas „Natürliches“ in sich enthalten, und ihr relativer, geschichtlicher Charakter ein wenig verwischt werden. Alles soll dann in der unerforschlichen und unvergänglichen Weisheit begründet und bestimmt sein — und dann: hoch der „soziale Frieden“ und die „ökonomische Harmonie“!

Ja, es war wirklich der Verfasser der „Ökonomischen Harmonien“, der große Patriarch der modernen Wissenschaft Frédéric Bastiat, der diese Mode eingeführt hat. „Besoin — effort — satisfaction“ sagte er, und seitdem baut man auf diesen Wörtern „das stolze Gebäude der Wissenschaft“ auf. Bastiat's

Witzigkeit fehlt allerdings; unsomehr wird deduziert, klassifiziert und geschrieben, geschrieben, geschrieben...

Für die Sozialwissenschaften gibt es überhaupt kein festes System der Bedürfnisse. Es gibt keinen abstrakten normalen Menschen mit seiner bestimmten Bedürfnisskala, weil diese sich verändert und entwickelt, wie alle übrigen sozialen Erscheinungen. Manche Bedürfnisse sterben ab, andere treten auf, und unter den lebendigen Bedürfnissen geht stets und unaufhörlich Stellungswechsel vor, je nach der sich ändernden Dringlichkeit des Bedürfnisses<sup>1)</sup>.

Gäbe es ein für allemal bestimmtes System der Bedürfnisse, als Ausfluß der menschlichen Natur, entsprächen also die Theorien Wagners Brentanos u. a. der Wirklichkeit, so ließe sich daraus ein natürliches Existenzminimum ableiten. Die Klasse I würde dann den Komplex des Existenzminimums bilden. Die Theorie des natürlichen Existenzminimums und die der Bedürfnisse wachsen aus einer und derselben Wurzel auf: aus der Vorstellung eines abstrakten Menschen. Gibt es einen solchen für die soziale Wissenschaft, dann gibt es auch ein Existenzminimum, — dann existieren aber die sozialen Wissenschaften selber nicht; gibt es einen solchen nicht, — dann ist ein natürliches Existenzminimum unmöglich, dann sind die „Theorien der Bedürfnisse“ falsch. Es ist nicht schwer einzusehen, daß das letztere der Fall ist.

Versuchen wir uns auf den Standpunkt dieser metaphysischen Bedürfnistheorien zu stellen. In folgendem Schema bedeuten die römischen Zahlen die Bedürfnisarten (z. B. I. das nach Nahrung, II. nach Wohnung, III. nach Kleidung usw.). Das erste ist das dringlichste, das zweite weniger dringliche usw. Die „entbehrlichsten“ stehen an letzter Stelle (Kinematograph, Zigarren u. dgl.).

Jede Bedürfnisart kann durch verschiedene Mittel befriedigt werden. Als Nahrung können Schwarzbrot, Rindfleisch oder Austern dienen, als Wohnung eine Hirtenhütte oder ein Fürstenschloß. Die Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung und dgl. sind

<sup>1)</sup> „Der Umfang sogenannter notwendiger Bedürfnisse wie die Art ihrer Befriedigung, ist selbst ein historisches Produkt und hängt daher größtenteils von der Kulturstufe eines Landes ab.“ Marx, Das Kapital, Bd. I, S. 134.

keine einfachen Erscheinungen, sondern Komplexe mannigfaltigster Bedürfnisse: physiologischer, kultureller, ästhetischer usw. Schwarzbrot und Fleisch sind alle beide Nahrungsmittel; innerhalb dieser Art aber befriedigt das zweite mehr Bedürfnisse als das erstere. Und andererseits je billiger ein Verbrauchsmittel ist, desto weniger Bedürfnisse befriedigt es und zugleich desto dringlicher ist es. Das Bedürfnis nach Brot wirkt am stärksten, es ist unter I. mit 9 oder 10 bezeichnet: sind doch unter den Nahrungsbedürfnissen „die allernotwendigsten“ diejenigen, die durch Brot befriedigt werden. Und das Fleisch steht unter 6 oder 7. Die Billigkeit und Dringlichkeit laufen parallel, und beide stehen in umgekehrtem Verhältnis zu der Anzahl der damit befriedigten Bedürfnisse. Es ist unmöglich, daß ein billigeres Verbrauchsmittel besser und reichlicher die Bedürfnisse befriedigt, als ein teureres; denn dann hört die Produktion des teureren einfach auf. Wer gebraucht Zunder und Feuerstahl, wenn man billiger und bequemer Streichhölzer haben kann?

Ebenso lassen sich in den übrigen Bedürfnisarten die Befriedigungsmittel je nach der Dringlichkeit in eine Reihe aufstellen, und so erhalten wir das gesamte Schema der Bedürfnisse.

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.
10	9	8	7	6	5	4	3	2	1
9	8	7	6	5	4	3	2	1	
8	7	6	5	4	3	2	1		
7	6	5	4	3	2	1			
6	5	4	3	2	1				
5	4	3	2	1					
4	3	2	1						
3	2	1							
2	1								
1									

Nehmen wir jetzt an, alle Bedürfnisse, die mit 7 oder mehr bezeichnet sind, gehörten zu dem notwendigsten Lebensunterhalt; was darunter ist, ist entbehrlich. Dann bildet jenes Dreieck den Komplex des Existenzminimums. Es gehören nur jene Bedürfnisse hinein, deren Befriedigung zum Lebensunterhalt notwendig ist; alles weitere ist ausgeschlossen.

Was wäre aber dann der Fall, wenn durch die historische Entwicklung das Verhältnis der Bedürfnisse zueinander sich verschöbe? Die geistige Entwicklung macht das Bedürfnis nach Zeitungen, Büchern, Theatern und dgl. immer dringlicher. Sie erzeugt auch ein immer kräftiger wirkendes Bedürfnis von großer Wichtigkeit eben für die untersten Klassen — das nach Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung. Die Produktionsentwicklung erzeugt Bedürfnisse nach neuer Wohnungseinrichtung, nach Modeartikeln u. dgl.

Nehmen wir also an, das Bedürfnis nach Zeitungen und Büchern stände früher unter VI—5; jetzt ist es aber so dringend geworden, daß es 8 gleich ist und an Dringlichkeit hinter jenen nicht zurücksteht, die mit derselben Zahl in den Spalten I., II. und III. bezeichnet sind. Da dieses Bedürfnis größer geworden ist, als diejenigen die 7 gleich waren, so muß der Arbeiter bei gleichbleibendem Einkommen auf die Befriedigung jener Bedürfnisse (z. B. Fleischnahrung) zum Teil verzichten, um das neue befriedigen zu können. Da aber jenes zum notwendigen Lebensunterhalte gehörte, so sinkt der Arbeiter dadurch unter das Minimum. Indem er aber das Neue befriedigt (welches nicht zum „notwendigen Lebensunterhalt“ gehört), steigt er zur selben Zeit über das Minimum. Auf diese Weise wird das Existenzminimum durchbrochen, und der Arbeiter befriedigt weitere Bedürfnisse auf Kosten seiner physischen Existenz, seiner Gesundheit und Arbeitsfähigkeit.

Es ist jedem bekannt, daß, während die großen Massen der Arbeiter an Nahrungs- und Wohnungsverhältnissen stark leiden, die sozialen, kulturellen Bedürfnisse in ihren Haushaltsbudgets eine wichtige Stellung einnehmen. Denn es müssen zu diesen nicht nur die Aufwände für Bücher und dgl. gerechnet werden, sondern auch die Gewerkschafts- und Parteibeiträge, ein großer Teil der Erziehungsaufwände für Kinder und viele andere kleine und große Ausgaben.

So stehen die Dinge nicht nur bei den Arbeitern; man könnte vielleicht meinen, die Lebensweise der chronisch Arbeitslosen, der Lumpenproletarier stelle das Minimum dar, unter welchem keine Existenz mehr möglich ist. Aber auch hier stoßen wir wieder auf dieselbe Erscheinung. Ein Lumpenproletarier, welcher sich nur ganz selten eine Fleischspeise gönnen kann, ist ein tüchtiger Konsument von Bier, Zigarren, Schnaps usw. Seine Nahrung



steht offenbar unter der Normalgrenze, und er geht deshalb früh zugrunde. Viele seiner Bedürfnisse beziehen sich dagegen nicht auf die zum Leben notwendigen Produkte. Er steht also zu gleicher Zeit unter und über dem Minimum.

Dies ist natürlich ein Widerspruch. Er ist aber die notwendige Folge eines auf die Gesellschaft übertragenen naturwissenschaftlichen Begriffes.

Ein Schema der Bedürfnisse läßt sich nur in der formalen und nichtssagenden Art aufstellen wie z. B. jenes auf S. 63. Dieses Schema kann trotz aller Verschiebungen in dem Verhältnis der Bedürfnisse untereinander bestehen bleiben — infolge dieses seines formalen Charakters. Will man ihm aber ein materielles Gewand geben und jede Ziffer mit einem bestimmten Bedürfnis verbinden, so stößt man auf unlösbare Fragen und gerät in unlösbare Widersprüche.

## 6. Existenzminimum und Existenzmaximum.

In der Reihe der Einkommenstufen und der ihnen entsprechenden Lebensverhältnisse gibt es einen Punkt, den man eigentlich als Existenzminimum bezeichnen könnte. Dies ist jenes Niveau, hinter welchem die Proportionalität zwischen den Einkommensgrößen und der Lebens- und Arbeitsfähigkeit aufhört. Im ganzen Gebiete, das unter diesem Punkte liegt, entsprechen den Einkommensunterschieden auch Unterschiede in der „Existenz“. Unter denjenigen Einkommen aber, die über diesem Punkte liegen, gibt es solche Unterschiede nicht mehr: das Steigen des Einkommens mag alle möglichen Genüsse verschaffen und die verschiedenartigsten Bedürfnisse befriedigen, auf die physische Existenz aber bleibt dieses Steigen ohne Einfluß. Sie ist durch das Existenzminimum gesichert, und solange dieses nach unten hin nicht überschritten wird, können die Schwankungen des Einkommens nicht die Sterbe- und Krankheitsziffern verändern und die Arbeitsfähigkeit steigern oder verringern.

Mit dem Begriff des Existenzminimums wird gewöhnlich eine ähnliche Vorstellung verbunden. Als Notwendigkeit erscheint vom Standpunkt der Produktion nur die physische Existenz des Arbeiters, und der Arbeitslohn muß sie in vollem Maße sichern. Was darüber hinausgeht, ist für die Produktion gleichgültig: der Überschuß mag vorhanden sein, kann aber auch fehlen.

Wie oben ausgeführt, ist dieser Schluß theoretisch unhaltbar. Der Arbeiter kann unter dem „Minimum“ existieren, und die kapitalistische Produktion braucht darunter gar nicht zu leiden. Er wird als einzelne Person früh zur Arbeit unfähig werden und für die Produktion verloren gehen. Die Folge wird aber nicht etwa die Einstellung der Produktion sein, sondern bloß eine raschere Ablösung der Generationen in der Fabrik.

Auch in Wirklichkeit leben die Arbeiter unter einem solchen Niveau. Es liegt viel zu hoch, als daß es die Arbeitereinkommen erreichen könnten.

Das „physische Dasein“ eines Milliardärs unterscheidet sich von dem eines Millionärs nicht. Ihre Ernährung ist von einerlei Art, die etwaigen Unterschiede sind für die Gesundheit belanglos. Eine Wohnung von 20 Zimmern für die mittlere Familie ist der Gesundheit kaum günstiger als eine von 10 Zimmern. Das gleiche ist auch in bezug auf Kleidung und andere physiologisch bedeutende Verhältnisse der Fall. Beide stehen also über dem Niveau des eigentlichen Existenzminimums. Die Sterblichkeit hört hier auf, sich mit den Einkommensstufen zu verändern. In einem bestimmten Punkt in der Einkommensskala erreicht die Sterblichkeit ihr mögliches Minimum, und keine weitere Steigerung des Einkommens vermag sie noch weiter zu reduzieren. Das Existenzminimum bedeutet hier Maximum der Existenz.

Sundbärg hat eine Tafel über die Sterblichkeit in den europäischen souveränen Fürstenfamilien ausgearbeitet. Im ersten Lebensjahre war die Sterblichkeit auf 100 lebend geborene Kinder 6,4, und vor dem 5. Lebensjahre starben 12,3 %; die Sterblichkeitsintensität zwischen 5 und 10 Jahren war bloß 4,5 ‰, und zwischen 10 und 15 Jahren 3,6 ‰<sup>1)</sup>.

Der einzige Sinn, den das Existenzminimum haben kann, ist ein Komplex der Lebensverhältnisse, bei denen der Mensch seine Kräfte vollständig entfalten kann, und wo keine sozialen Erscheinungen existieren, die seine Gesundheit, Energie und Arbeitsfähigkeit verringern. Es ist aber klar, daß dieser Punkt für den Arbeitslohn ohne jede Bedeutung ist. Dieses Minimum ist für die große Mehrheit der Bevölkerung ein Maximum, und

<sup>1)</sup> Von den Berliner Kindern sterben über 40 % vor dem dritten Lebensjahre.

für die Arbeiterklasse ist es überhaupt ein unerreichbares Niveau. Das Existenzminimum wird also nur von einem kleinen Teile der Bevölkerung erreicht.

Auch dieses absolute Sterblichkeitsminimum und Existenzmaximum ist aber wieder relativ. Es verändert sich mit der technischen Entwicklung und mit dem Fortschritte der Naturwissenschaften.

Wir haben es in bezug auf die Ernährung bereits gesehen. Das Menü eines Urjägers würde dem mittelalterlichen Bauern monoton und schlecht erscheinen, und heutzutage steht die Nahrung des letzteren tief unter den hygienischen Forderungen und technischen Möglichkeiten.

Das gleiche ist in der Wohnungsfrage der Fall. Man braucht nicht die Höhlen und Hütten der „Naturvölker“ zum Vergleiche heranzuziehen; es genügt, die Ruinen Pompejis — dieser blühenden Stadt des römischen Kaiserreiches — oder die Schlösser der mittelalterlichen Fürsten den heutigen Wohnungseinrichtungen gegenüberzustellen, um zu sehen, welche Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht sind. Sogar viele der jetzt bewohnten Schlösser, die doch verhältnismäßig kurze Zeit bestehen, machen meistens einen ähnlichen Eindruck. Sie stellten einst das Maximum der Baukunst und des Komforts dar, heutzutage aber erwecken sie nur durch ihre Dimensionen Erstaunen. In der Schönheit und im Komfort bleiben sie weit hinter dem zurück, was die heutige Technik bieten kann.

Alle Erfindungen auf diesem Gebiete — vom Ziegel und Fensterglas bis zum Lift und der Zentralheizung — haben fortwährend die Lebensverhältnisse verändert und verbessert. Je sicherer der Mensch vor äußeren klimatischen Einwirkungen geschützt ist, je normaler die Temperatur und Beleuchtung seiner Wohnung, je zugänglicher ihm das Wasser ist, desto günstiger seine Umgebung, desto höher sein Lebensniveau, desto geringer die Morbilität und Mortalität. Die Entwicklung der Naturwissenschaften stellt dafür immer neue Forderungen auf: und wem ist es unbekannt, welche einen großen Einfluß diese Verhältnisse auf die Arbeits- und Lebensfähigkeit ausüben?

Eine analoge Entwicklung haben die Kleidung und alle übrigen Verbrauchsgegenstände und Lebensverhältnisse durchgemacht.

Für jeden historischen Zeitpunkt sind daher das Maximum der Arbeitsfähigkeit und das Minimum der Sterblichkeit bestimmte Größen; jeder Zeitpunkt hat ein bestimmtes Existenzminimum. Mit jeder neuen Entdeckung und technischen Erfindung (insofern sie für die Existenz bedeutend sind) steigt das Existenzminimum, — weil die Summe der Bedingungen steigt, aus denen es zusammengesetzt ist; aber auch sein Effekt verschiebt sich zugleich in positiver Richtung. Die Lebensumgebung heutiger Zeit war unerreichbar vor 100 oder 50 Jahren, und unser Maximum wird unserer Nachkommenschaft, von deren Lebensverhältnissen wir uns keine Vorstellung machen können, elend erscheinen.

Das Existenzminimum ist eine Funktion der Produktivkraft und kann deshalb nicht konstant bleiben. Für den sozialen Menschen ist kein absolutes und konstantes Minimum möglich.

---

## Literaturverzeichnis.

- Abelosorf, Beiträge zur Sozialstatistik der deutschen Buchdrucker.  
Mit einem Vorwort von Max Weber. 1900.
- Bauer, St., Konsumenten nach Sozialklassen. Im Handwörterbuch der  
Staatswissenschaften, Bd. VI.
- Brentano, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse. München 1908.
- Bunge, Lehrbuch der Chemie. Leipzig 1889.
- Cohnheim, O., Ernährungsprobleme. In den „Südd. Monatsheften“ 1905.
- Dupont - de Nemours, Notes sur les oeuvres de Turgot. Paris 1844.
- Engels, Fr., Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie. Lit. Nachlaß,  
Bd. I. Stuttgart 1902.
- Gesundheitsbüchlein. Herausg. v. Kaiserl. Gesundheitsamt. Berlin 1904.
- Grotjahn, Wandlungen in der Volksernährung in „Schmollers Forschungen“  
Bd. XX.
- Hirschfeld, F., Nahrungsmittel und Ernährung. Berlin 1900.  
— Verbrauch wichtigster Nahrungsmittel unter verschiedenen sozialen  
Verhältnissen in Deutschland. „Soziale Medizin“ 1903.
- Hume, D., Nationalökonomische Abhandlungen (deutsch. Leipzig 1877).
- Kalle, Wie nährt man sich gut und billig? Leipzig 1891.
- Kautsky, Die Agrarfrage. Stuttgart 1902.
- König, Chemie der Nahrungsmittel. Berlin 1889.
- Körösi, Über den Einfluß der Wohlhabenheit und der Wohnverhältnisse  
auf Sterblichkeit und Todesursachen. Stuttgart 1885.
- Lichtenfeld, Über die Ernährung und deren Kosten bei deutschen Ar-  
beitern. Stuttgart 1911.  
— Anleitung zur Begutachtung des Nährwerts der Kost. Bonn 1903.  
— Volksernährung und Teuerung. Stuttgart 1912.
- Liévin, Die Mortalität in Danzig während der Jahre 1863 bis 1869. In  
der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“.  
Braunschweig 1871, III.
- Locke, Considerations of the lowering of the Interest etc. Works 1823, Vol. V.
- Lotz, Revision d. Grundbegriffe d. Nationalwirtschaftslehre. Leipzig 1811.
- Malthus, Grundsätze der politischen Ökonomie (deutsch. Berlin 1910).
- Marx, Theorien über den Mehrwert. Stuttgart 1905.  
— Das Kapital, Bd. I, Berlin 1909; Bd. III, Berlin 1895.
- Marx und Engels, Das kommunistische Manifest. 6. Aufl. Berlin 1899.
- Meinert, Wie nährt man sich gut und billig? Berlin 1882.
- Mill, J. St., Grundsätze der politischen Ökonomie (deutsch Leipzig 1869).
- Mombert, Nahrungswesen. In Weyls Handbuch der Hygiene Bd. X.

- Munk, Einzelnahrung und Massenernahrung. Im Handbuch der Hygiene von Weyl, Bd. III.
- Noorden, C., Überernahrung und Unterernahrung. In der „Deutschen Klinik im Eingange des XX. Jahrh.“, Bd. III.
- Oldendorff, Die Säuglingssterblichkeit in ihrer sozialen Bedeutung. Brauns Archiv. Bd. I.
- Prinzing, Handbuch der medizinischen Statistik. Jena 1906.
- Quesnay, Oeuvres. Paris 1888.
- Rechenberg, Katechismus der menschlichen Ernährung. Leipzig.  
 — Ernährung d. Handwerker i. d. Amtshauptmannschaft Zittau. Leipzig 1890.
- Ricardo, Grundsätze d. Volkswirtsch. u. d. Besteuerung (deutsch, Jena 1905).
- Roscher, W., Grundlagen der Nationalökonomie. 24. Aufl. Berlin 1906.
- Rubner, M., Physiologie der Nahrung und Ernährung. Leipzig 1911.  
 — Lehrbuch der Hygiene. Leipzig 1907.  
 — Volksernährungsfragen. Leipzig 1908.
- Schnapper - Arndt, Sozialstatistik. Leipzig 1908.
- Schönberg, „Arbeitslohn“. Im Handwörterbuch der Staatswiss. 1890.
- Schumann, Beiträge z. Untersuchung d. Einflusses v. Lebensstellung u. Beruf auf d. Mortalitätsverhältnisse. In Conrads Abhandl. Jena 1877.
- Seutemann, Kindersterblichkeit d. soz. Bevölkerungsklass. Tübingen 1894.
- Sismondi, Nouveaux principes d'économie politique. Paris 1827.  
 — De la richesse commerciale. Genève 1803.
- Smith, A., Quellen des Volkswohlstandes (deutsch Jena 1908).
- Statistische Jahrbücher der Stadt Berlin.
- Thünen, Der isolierte Staat. Jena 1910.
- Turgot, Réflexions sur la formation et la distribution des richesses. Paris 1844.
- Voit, Über die Kost eines Vegetariers. Zeitschrift für Biologie, 25. Bd.  
 — Physiologie des allgemeinen Stoffwechsels u. d. Ernährung. Leipzig 1881.
- Wagner, A., Grundlegung der politischen Ökonomie. Leipzig 1892.
- Westergaard, Mortalität und Morbilität. Jena 1901.
- Zwiedeneck - Südenhorst, Lohnpolitik und Lohntheorie. Leipzig 1900
-

## Lebenslauf.

Ich bin am 11. Mai 1889 zu Rogatschow, Gouvernement Mohilew, in Rußland, als Sohn des Kaufmanns Julius Lewin und seiner Frau Sarah, geboren. Vom Jahre 1903 an besuchte ich das klassische Gymnasium zuerst in Wilna und seit 1906 in St. Petersburg, wo ich es auch im Jahre 1907 mit einem Reifezeugnis absolvierte. Ich wurde dann im Herbst 1907 an der Universität St. Petersburg als stud. iur. immatrikuliert, ging aber 1910 zu Studienzwecken nach Deutschland. Vom Herbst 1910 bis Frühjahr 1912 studierte ich in Berlin Jura und Nationalökonomie, und vom Frühjahr 1912 an in Heidelberg.

David Lewin.